

WURDACK



Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags oder des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

(c) 2009 WurdackVerlag, Nittendorf
www.wurdackverlag.de
Cover: Ernst Wurdack
Lektorat: Heidrun Jänchen und Armin Rößler

Druck: Lange OHG, Berlin
ISBN 13: 978-3-938065-36-5

Karsten Kruschel

VILM

DER REGENPLANET

LESEPROBE

I. LAFAYETTE

Hatte das alles nicht mit She Tsi begonnen, dem kleinen stillen Chinesen? Natürlich war die Frage Unsinn, in Elizas Fieberphantasien jedoch spielte sie eine wichtige Rolle. Als gäbe es eine unheilvolle Verkündigung, einen Fluch. Eine durch höhere Macht verordnete Kette von Unglück, irgendwie verknüpft mit dem Gesicht Lafayettes. In Elizas klaren Augenblicken schien ihr die Welt der kreisenden Gedanken wirklicher als jene andere, in der man ihr den Nacken stützte, um ihr Brüche einzuffößen. Sie sah die wirklichen Menschen und Dinge verständnislos an, ehe sie wieder in die quälende Unentschlossenheit ihres vertrauten Fieberuniversums glitt. Der Schmerz, den die Nahrung in ihrer wunden Kehle verursachte, war weit entfernt und betraf eine andere Person. Nicht die Person jedenfalls, die immer und immer wieder von She Tsis Tod träumte.

She Tsi war einer dieser stillen Leute gewesen, die zwar das volle Zugangsrecht zur Zentrale hatten, die man aber nie wahrnahm, weil sie zu unauffällig waren. Es gab nur diesen einen Auftritt für den kleinen Mann, dessen Arbeit mit den inneren Mechanismen des Schiffes zusammenhing. Eliza erinnerte sich in ihrer Verwirrung zahllose Male an jenen Tag vor fünf Monaten, als der Fluch zu wuchern begann. Unbemerkt von allen, hatte der Chinese seinen Werfer gezogen, den er wie alle Zentralier stets bei sich trug. Erst als das alarmierende Geräusch der Waffe verklungen und das Opfer zusammengebrochen war, blickten alle in einem Augenblick sprachloser Lähmung auf She Tsi. Er hatte den getöteten Kollegen mit ruhigem Blick gestreift und die Waffe wieder erhoben. Niemand konnte etwas dagegen tun. Es ging sehr schnell. Im selben Moment, da der Chefnavigator sich erstaunt umsah, war er tot. She Tsi schien fasziniert: Seine Augen

leuchteten kurz auf, als empfinde er Freude beim Anblick eines zerplatzenden menschlichen Schädels.

Eliza warf sich herum auf ihrem Lager, wenn ihr diese Szene vor Augen stand, und das kam oft vor. Später meinte sie, wohl tausendmal davon geträumt zu haben, aber das war sicher eine Täuschung. Hände hielten sie fest, weiche Riemen legten sich über ihren schweißnassen Körper. Gefesselt durchlebte sie den Rest des Alptraums. So stand sie in ihren verzerrten Erinnerungen gebunden in der Zentrale, während alles wieder und wieder geschah: She Tsis unverständliche und überraschende Mordtaten. Seine vollkommene Ruhe, mit der er das dritte Opfer ansah und die Hand mit der Waffe erhob. Lafayettes Sprung aus seiner Nische heraus, ein Sprung wie im Kino, sodass er breitbeinig dastand, vornübergebeugt, das Körpergewicht auf den ganzen Fußsohlen, beide Hände um den Werfer zu einer einzigen knochigen Faust geschlossen. Man merkte, woher Grégoire B. Lafayette kam. Das knallharte tägliche Training der Auswahl konnte niemand abschütteln. Und Eliza erinnerte sich an den heiseren Ruf Lafayettes. An den winzigen Augenblick, der dem zweiten Navigator das Leben rettete, denn She Tsi hatte bereits gezielt. Eliza erinnerte sich an She Tsis unbeteiligte Augen, die irgendwo weit weg waren. Etwas Fremdes glitzerte darin. Und Eliza erinnerte sich an die blitzschnelle Reaktion des Chinesen. Lafayette war gezwungen zu schießen. Sofort zu schießen. In Notwehr, den Bruchteil einer Sekunde früher als She Tsi.

Eliza schrie grell auf in ihrem Fieberwahn – der gefächerte Strahl aus Lafayettes Waffe schnitt She Tsis Kopf glatt von den Schultern und schleuderte ihn fort. Der Körper des Chinesen stand für eine Sekunde regungslos. Dann kippte er nach vorn, während der Werfer ein drittes Mal losging und eine hässliche langgezogene Kerbe in den Fußboden meißelte. Das war es, was sie immer wieder in tiefere Regionen ihrer Bewusstlosigkeit stieß: dieser kopflos umsinkende Körper, aus dessen Faust ein greller Strahl leuchtete. Die Farbe eines unnatürlichen Feuers, das völlig

fehl am Platz war in der Zentrale eines Weltenkreuzers; in einem Weltenkreuzer gab es keine grellen Farben. Alles war in zarten Pastelltönen gehalten, abgeglichen auf die Stimmungen der einzelnen Bereiche. Die Flure und Aufzüge waren babyblau, und die meisten Quartiere nervten ihre Bewohner mit lindgrün und zartrosa. Die Zentrale hingegen war immer eierschalenweiß. In der OOSTERBRIJK gab es in dieser Beziehung einige ungewöhnliche Farbtöne. Jahrzehntelange Benutzung hatte an manchen Stellen die Farben ausgelaut, und wo man repariert hatte, stachen die neuen Teile durch ihre Buntheit unangenehm hervor. Das eintönige gedeckte Weiß in der Zentrale war scheckig und verblichen, hier und da sogar schmutzig. Kein Zentralier hatte jemals ein Wort dagegen gesagt; mit manchen dieser Flecken war man durch Erinnerungen verbunden. Keiner hatte jemals vorgeschlagen, etwas gegen diese Misstöne zu unternehmen. Sie machten das langweilige Design der OOSTERBRIJK erträglicher. Im Licht einer Werferentladung allerdings bekamen die Male eine unheilvolle Bedeutung. Die grelle Ausleuchtung ließ den Weltenkreuzer alt und gebrechlich wirken, dem Zerfall geweiht. Zwischen den Flecken hausten Gespenster. Gespenster, die sich in Elizas Träume schlichen und dort ihr Unwesen trieben.

Seltsamerweise sparte ihr Gedächtnis auch die anderen Ereignisse für ihren Traum auf, und die Szenen wurden immer wieder ineinandergeblendet und miteinander vertauscht. Die Riesenaufregung in der Zentrale, ein unerhörter Vorfall, drei Leichen. So etwas kam nicht vor in einem Weltenkreuzer der schwersten Klasse, dessen Zentrale von einfachen Sterblichen nicht betreten werden konnte. Aber auch Zentralier waren nur Menschen, wie sich herausstellte. Trotz Sonderstatus, erweiterter Rechte und geheimer Privilegien. Das vermischte sich mit all den anderen Zwischenfällen, und mit dem Tag, da sie Lafayette zum ersten Mal getroffen hatte, lange her, auf Atibon Legba, und in ihrem Traum war ihr, als sei das alles gleichzeitig geschehen.

Das entsetzte Gesicht des Chefchirurgen in der Zentrale, als der Leichnam des Chinesen untersucht wurde. Den Grund für She Tsis Verhalten fand man schnell: Tief eingebettet in seinem Hirn war eine Kapsel, und in ihr eine winzige vielfach gegliederte Larve, die sich ans Nervennetz ihres Wirtes angeschlossen hatte. Irgendein außerirdisches Scheusal. Nur mit den besten Mikroskopen konnten die Exobiologen die Fortsätze aufspüren, die von dem Ding ausgingen und sich in Hirn und Rückenmark des Chinesen verankert hatten. Es war nicht herauszufinden, woher das fremde Lebewesen stammte. Die Datenbanken des Flottenkommandos gaben nichts her, und auch Nachfragen bei der Goldenen Bruderschaft, auf Karna und Galdäa erbrachten nichts außer haltlosen Gerüchten. Es half auch nicht, dass einer der wenigen Karnesen an Bord, ein riesenhafter Koloss namens Jonathan Vliesenbrink, per abgeschirmter Verbindung mit seinem Onkel Gaston sprach. Der war immerhin ein Weltenkreuzerkapitän auf Atibon Legba, und wenn der nichts herausfinden konnte, dann gab es nichts herauszufinden.

Man beschloss, die Sache vor Besatzung und Passagieren geheimzuhalten. Noch geheimer als das, was mit Orsini und Bomarzo passiert war. Nur die Zentralier wussten von der unbekanntem Kreatur, und auch ihnen fiel es schwer, mit diesem Wissen zu leben. Jetzt waberten nachtschwarze Schatten wie formlose Fledermäuse aus den Hirnen der Menschen und überzogen Elizas Fieberphantasien mit dunklen Flecken. Hin und wieder kam ihr der tröstliche Gedanke, dass dies alles nur Träume waren, nichts Wirkliches. Dass sie aufwachen würde und alles in Ordnung sei. Und immer wieder tauchte diese Gewissheit in tiefere Gebiete des Traums ab und ließ sie mit den Schrecken allein, die dort wohnten.

Der naheliegende Gedanke daran, was sich aus dem Winzling in She Tsis Hirn entwickelt hätte, war nur die eine Seite des Horrors. Die andere war die Ungewissheit, ob irgendjemand außer ihm einen solchen Keim in sich tragen mochte. Darum war die

Information über das außerirdische Gewürm streng geheim. Denen draußen war nicht zu trauen. »Draußen« waren die, die keinen Zugang zur Welt der Zentrale hatten – alle Passagiere und der größte Teil der Besatzung. Der arme Vliesenbrink hatte alle unheiligen Eide schwören müssen, damit er sich ruhig verhielt, und es war ihm eine extrem teure medikamentöse Behandlung angeboten worden, um sein Schweigen zu zementieren. Schließlich sind Karnesen als Hitzköpfe bekannt. Jonathan Vliesenbrink hatte sich diese Zumutung verbeten, in einer Lautstärke, die einen kleinen Alarm auslöste.

Eine Panik musste vermieden werden. Und wenn es nach dem Zwischenfall mit She Tsi auch keine Anzeichen für Panik gab, so lieferten die nächsten fünf Monate doch manchen Anlass. Diese Anlässe und Zwischenfälle bildeten Schrecken zweiter Ordnung, die Eliza heimsuchten, wenn die Schießerei zwischen She Tsi und Lafayette ihr erspart blieb. Das alles war so rätselhaft wie die Frage nach der Herkunft des epsilonischen Raumschiffes oder nach dem Grund der Vorfälle um Orsini und Bomarzo, und es war so ungeklärt wie die Grammatik der Hzn-Sprache. Der Weltenkreuzer *VILM VAN DER OOSTERBRIJK* flog noch diese fünf Monate lang, wenn er auch in einem schlechten Traum zu fliegen schien. Ein Landungsschiff stürzte ab und zerbarst auf einem kahlen Planeten so vollständig, dass die Ursache der Havarie nicht mehr feststellbar war. Ein Reparaturtrupp wurde in einer Kraftfeldkammer eingeschlossen und in Atome zerblasen, als ein Testprogramm einige Minuten früher anlief als vorgesehen. Einer der angesehensten Systemtechniker des Netzes vergriff sich beim Mischen seines persönlichen Äthyltees und ätzte sich mit falsch kombinierten Drogen das Hirn leer. Drei Gleiter wurden von Gewittern auf dem Blitzmond von Oniskus zerfetzt. Jonathan Vliesenbrink bekam heraus, dass die Zentrale ihn überwachen ließ, und machte ein Riesengeschrei.

Das war die Kette von Unglück, die mit She Tsi begonnen hatte und die Eliza wieder und immer wieder durchlebte – mit jener

grauenhaften Szene in der Zentrale als Beginn und Ende jedes Alptraums – Alpträume, die von den Minuten der Ruhe kaum unterbrochen wurden. Sie sah jemanden über sich gebeugt, spürte die Fesseln sich lösen, Nahrung den Schlund hinuntergleiten und -schmerzen, spürte Wind auf ihrer Haut und hörte dumpf und weit entfernt Worte der Beruhigung. Ohne Übergang versank sie wieder im Karussell der quälenden Bilder. Eliza sah She Tsi und Lafayette einander mit Lichtblitzen bekämpfen. Eliza sah die über zwei Meter große, breitschultrige Gestalt des wütenden Vliesenbrink, der von acht Sicherheitsleuten nicht festgehalten werden konnte, auf den Lafayette einredete wie auf einen kranken Bären. Eliza sah die Schatten von unvorstellbaren Ungeheuern langsam aus den Schmutzrändern verblichenen Kunststoffes kriechen. Eliza sah den Kommandanten eines Landungsschiffes auf dem Bildschirm, und eine giftiggrüne Feuerwand schlug durch den Raum und riss den Leuten das Fleisch von den Knochen; die Verbindung brach den Bruchteil einer Sekunde zu spät zusammen. Die Kamera zeigte gnadenlos, was beim Zusammentreffen von menschlichem Gewebe und überhitztem Plasma geschah. Eliza sah verbrennende Flugmaschinen im blauen Licht der Blitze des tückischen Oniskus-Mondes, hübsche regenbogenbunte Funken an einem blauschwarzen Himmel. Eliza starrte in das blöd sabbernde Antlitz des Mannes, der bis vor wenigen Stunden einer der intelligentesten Menschen an Bord gewesen war. Eliza hörte den erstickten Schreckensruf des Operators, der die Existenznachweise der Männer vom Reparaturtrupp erlöschen sah, und sie sah Lafayettes Gesicht, als er die Zentrale betrat, in den Händen eine Plastiktüte, die sechseinhalb Pfund feinen grauen Staub enthielt – alles, was von fünf erwachsenen Menschen übrig geblieben war. Und dazwischen und davor und danach immer wieder: den kopflos umsinkenden Körper, aus dessen Faust ein greller Strahl leuchtet. Die ebene Fläche zwischen den Schultern, aus deren Mitte eine unregelmäßige rote Fontäne

entspringt. Den unglaublichen Schatten, den diese Szene auf die Wand der Zentrale wirft.

Einmal wurde Eliza von Stimmen aus ihren Träumen geweckt, heftigen Stimmen, die laut stritten. Es ging um Medikamente und Rettung und den Satz »Aber wieso gerade die?«, den sie erst später verstand. Sie schlug mühsam die Augen auf.

Lafayette war nicht da. Das Medlabor des Weltenkreuzers war auch nicht da. Nichts Vertrautes war zu sehen. Keine pastellfarbenen Wände. Keine blinkende Technik. Keine watteweichen medizinischen Stützen, die ihren Körper trugen, als läge er auf einer Wolke. Stattdessen lag sie nackt in einem aufgeschlagenen Schlafsack. Neben ihrem Lager standen zwei Frauen, die eine hielt die andere an den Handgelenken fest. Es tat weh, das war zu sehen. Die Festgehaltene, eine kleine dralle Person, deutete mit den Augen auf Eliza. Die andere Frau ließ los, blickte verlegen auf die Kranke, ehe sie hastig das Zelt verließ.

Elizas Augen schlossen sich langsam. Sie spürte schwach den Einstich der Injektionsnadel. Von diesem Zeitpunkt an ging es aufwärts mit ihr.

2. DIE ZERBROCHENE STADT

Nach einigen Tagen war sie kräftig genug, wieder zu sprechen. Es war anstrengend und schmerzte, aber es half aus dem ewigen Alp heraus und gab ihr das Gefühl, sie sei am Leben. »Wo ...?«, war das erste, was sie unter Mühe formulierte.

»Im Zelt«, bekam sie zur Antwort, und damit war das erste Gespräch beendet. Die kleine Frau verließ das Zelt, und Eliza fiel in Schlaf, richtigen Schlaf, nicht die alptraumzerstückelte Wahnlandschaft mit Lafayette-Erinnerungen. Sie fiel in jenen richtigen Schlaf, aus dem erwacht der Schläfer spürt, wie ausgeruht er ist. Die kleine Frau war da und sah Eliza prüfend an.

»Ich glaube, ich hab dich hingekriegt«, sagte sie und begann, den Verband von Elizas rechtem Oberschenkel zu nehmen. Eine großflächige, in der Heilung begriffene Wunde kam zum Vorschein.

»Was ist denn los mit mir?«, fragte Eliza; das Sprechen war weniger mühselig, aber weiterhin anstrengend.

»Eine Verbrennung«, sagte die kleine Frau, ohne aufzublicken. »Dazu so etwas wie ein Schock und eine Entzündung, die wir in den Griff bekommen konnten. Kannst bald aufstehen.« Eliza beachtete das Gerede der Frau kaum, sie starrte auf diese Narbe, das wunde Fleisch, das nur dünn von einer rosigen Haut überspannt wurde. »Nachher«, sagte die Fremde, »bekommst du eine Tasse Kaffee, richtigen Kaffee, serafimischen. Leider haben wir hier so gut wie keine Möglichkeit, einen beruhigenden Äthyltee zu machen. Wäre vermutlich auch nicht so gut für dich, alle diese psychotropen Chemikalien.«

»Ich meine ... was ist überhaupt passiert? Wo bin ich? Wieso liege ich in einem Zelt? Was ist mit dem Schiff? Wo sind die anderen?« Elizas Stimme fing an, ihren alten Befehlston zurückzufinden.

»Du fragst ein bisschen viel auf einmal.« Die kleine Frau legte den schmutzigen Verband sorgfältig in eine blecherne Kiste, als handle es sich um etwas Wertvolles und nicht um Abfall, der schleunigst in den Tiefen der Schiffsaggregate verschwinden sollte. Sie zögerte, blickte zum zugezogenenen Reißverschluss an der Stirnseite des Zeltes, dann ergriff sie eine Spraydose ohne Aufdruck und richtete den kühlen Strahl auf die Wunde. Es brannte. Reichlich Druck konnte nicht in der Dose sein: Die kleine Frau musste einige Male den Behälter schütteln, ehe sie die ganze Wunde besprühen konnte. Sie wog die Flasche bedauernd in der Hand und stellte sie weg. Eliza hatte das alles besorgt beobachtet.

»Ich nehme an«, sagte die kleine Frau, »du kennst mich nicht.«

»Nicht dass ich wüsste.« Eliza versuchte sich zu erinnern.

»Ich hab dich einige Male gesehen, wenn du zum Zentrallift gingst, an allen anderen vorbei; oder wenn du mit einem Mobil unterwegs warst im Schiff. Aber die Zentralier können sich nicht um jeden kümmern, das ist klar.«

Eliza spürte, wie etwas in ihrem Innern kalt wurde.

»Ich heiße Gerda«, fuhr die kleine Frau fort, »hier vom Volk Schwester Gerda genannt, weil ich es übernommen habe, Leute gesund zu pflegen. Viel kann ich nicht, muss ich sagen. Na gut, die sterben mussten, sind gestorben, der Rest ist gesund. Wir können froh sein, dass wir überhaupt noch leben. Du bist Eliza Simms, das weiß ich nicht von früher, sondern weil es auf deiner Kleidung aufgenäht war.« Das Kalte in Elizas Innerem wurde zu einer schmerzenden Kugel aus blauem Eis. »Der Weltenkreuzer ist abgestürzt. Nein, nicht abgestürzt, so kann man das nicht sagen, wir leben schließlich noch ... Er hat sich in seine Segmente zerlegt. Nein, stimmt auch nicht. Egal. Fest steht: VILM VAN DER OOSTERBRIJK ist ein riesiger Schrotthaufen und liegt auf einem unbekanntem und namenlosen Planeten herum. Wir sind ungefähr vierhundert Überlebende, darunter zwanzig Krüppel ...

Gegenüber Robinson haben wir zwei bedeutende Vorteile: Wir sind nicht allein, und wir haben das Wrack vor der Nase, die reine Schatzkammer für uns.«

Das war alles ziemlich schlimm – diesen nichtssagenden Ausdruck benutzten Elizas Gedanken in diesem Moment –, aber es war nicht das, weswegen sich die Kugel harten Eises in ihr vergrößerte und warmes Blut aufzog und als dickflüssige, weltraumkalte Flüssigkeit in den erstarrenden Körper trieb. »Was«, flüsterte sie, »was ist mit den anderen?« Und sie hob die linke Hand, auf der sich blass die Einpflanzungsnarben abzeichneten. Gerda verstand sofort, was Eliza meinte. Alle Zentralier trugen in der linken Hand den Kontakter, mit dem sie sich, wann sie wollten, mit den Schiffsgehirnen verbinden konnten.

»Du meinst, was aus den anderen Zentraliern geworden ist?«

Eliza nickte; das Eis war überall. »Soweit wir wissen, bist du die Einzige von denen, die es überlebt hat.«

Eliza fiel nur der Name Grégoire B. Lafayette ein, dann wurde sie vom Eis eingeschlossen und begraben und versank in kühler Stille.

Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, als sie allein war. Sie wusste nicht, ob Minuten oder Tage vergangen waren, seit Schwester Gerda sie mit sachlichen Informationen schockiert hatte. Eliza setzte sich auf. Das ging überraschend leicht. Ein bisschen Schwindelgefühl im Kopf. Ob das wahr ist, überlegte sie, alle tot ... auch Lafayette ... kann denn das sein? Mit einem energischen Ruck stand sie auf. Es prickelte in den Fußsohlen. Sie stand auf Plastikfolie, unter dieser Folie jedoch war etwas Unebenes. Eliza war gewöhnt, auf Grund zu gehen, der geglättet, gleichmäßig, künstlich war.

Das Zelt war klein und niedrig, Elizas Haar berührte die leicht durchhängende Decke. Es gab die Pritsche, ein paar Blechkisten, einen Stuhl, über dem Kleidung hing. Ein kleines Namensschildchen war aufgenäht: Eliza Simms. Darunter das etwas verblichene Logo der OOSTERBRIJK. Eliza berührte den Reißverschluss, erin-

nete sich daran, dass sie nackt war, und stieg in die Montur. Es war ihr am häufigsten benutzter Overall, den sie bei Inspektionen trug. Sie hatte abgenommen, am Bauch und an den Hüften entdeckte sie ein paar Falten, die sie nicht kannte. Sie war nie füllig gewesen, eher knochig, aber jetzt war sie dürr. Lafayette hatte immer gescherzt, dass sie mit ihrer Figur auch gut einen Mann abgegeben hätte, und sie hatte meistens geantwortet, dass sie diese Sorte Kompliment schlecht zurückgeben könne – Lafayette wäre eine ausgesprochen hässliche Frau gewesen. Sie hatte nie herausgefunden, ob er nicht auch das als Kompliment verstanden hatte. In der Auswahl kam es nicht auf Schönheit an.

Als sie den Overall anzog, stellte sie fest, dass er gewaschen worden war. Nicht gereinigt, sondern gewaschen, mit Wasser und einer Chemikalie, die einen guten Teil der Farbe aus dem Gewebe gesogen hatte. Und die Streifen auf den Ärmeln, die im Dunkeln weiß leuchteten und als Kennzeichen der Zentralier galten, waren brüchig und grau geworden bei der Wascherei. Sehr zweifelhaft, ob sie weiterhin leuchten würden. Aber Eliza hatte ohnehin die Befürchtung, dass es darauf nicht ankäme. Die in den Overall eingenähte Unterwäsche kratzte – auch eine Folge unsachgemäßen Waschens. Als Eliza den Reißverschluss zugleiten ließ, erinnerte sie sich daran, wann sie ihr »Inspektionsgewand« zum letzten Mal angezogen hatte. Sie hatte Unregelmäßigkeiten in der Kontrolle bemerkt und war unruhig wegen der bewussten Vorfälle, wegen She Tsi, den Gleitern, dem Reparaturtrupp, dem abgestürzten Schiff. In ihrem Fachbereich war zwar nichts vorgefallen – noch nichts –, aber sie war unruhig. Also hatte sie den Overall übergestreift und war in die Außensektoren gefahren, ein Gebiet, das die Ausmaße einer kleineren Stadt aufwies und sich über zweiundzwanzig Decks erstreckte. In der Unterzentrale hatte sie die Diensthabenden schockiert: Die hatten keinerlei hohen Besuch erwartet und sprangen auf. Sie hatten hochrote Köpfe und unvorschriftsmäßig geöffnete Kleidung. Die beiden jungen Männer hatten sich mehr mit der Erforschung der empfindlichen

Teile des jeweils anderen beschäftigt als mit ihrer Arbeit. Und das war offenbar bereits lange so üblich. Es hatte auf den Anzeigen eine Reihe von Unklarheiten gegeben, die nicht gemeldet worden waren. Lange nicht mehr. Eliza hatte die beiden angeschnauzt und ihnen klargemacht, dass sie für solche Techtelmechtel im Dienst und die Nachlässigkeiten im Protokoll bestraft werden würden. Der nächste planmäßige Raumsprung war angekündigt worden, nichts Besonderes, nur eine routinemäßige Zwischenstation, eine von zahlreichen. Dann ... dann war sie nach langer Zeit wieder einmal durch die äußeren Sektoren gegangen ...

Eliza stand still in dem kleinen Zelt und hatte weiche Knie. Ihre Hand hatte sich fest um den Griff des Reißverschlusses gekrallt. Sie sah wieder die Generatorenhalle vor sich, in der dicker Staub anzeigte, dass irgendjemand die Kontrollen der letzten Monate, möglicherweise Jahre, hatte ausfallen lassen. Sie sah wieder den zusammengesunkenen Generatorblock, dessen Ausglühen unbemerkt geblieben war. Die Automatik hatte alles ausgeglichen. Sie sah sich wütend schimpfen und über den Kontakter eine Meldung absetzen. Im Grunde genommen war es nicht weiter wild, wenn einer von fünfhundert Generatoren ausglühte ... aber wenn das nicht der einzige war? Wenn die Kontrolle überall vernachlässigt worden war und im Einsatzfall das gesamte System ausfiel? Wenn innerhalb der Großstadt, die ein Schiff wie die *VILM VAN DER OOSTERBRIJK* darstellte, ein ganzer Stadtteil von heute auf morgen den Dienst versagte? Auch die beste Automatik kam irgendwann an die Grenze ihrer Fähigkeiten und konnte dann gar nichts mehr ausgleichen. Eliza erinnerte sich gut daran, wie sie die beiden jungen Männer zusammengedonnert hatte und wie die beiden, immer noch hochrot, den Fußboden betrachtet hatten.

Was war dann passiert? Sie war gegangen, und sie hatte daran gedacht, ob und vor allem wie die beiden sich gegenseitig trösten würden. Sie hatte gelächelt. Dann verloschen die Lichter, blaue Notlampen schimmerten auf, und rote Alarmsignale flackerten im

Takt der schreienden Sirenen ... Was dann geschehen war, verschwamm in einem schwindelerregenden Durcheinander von Geschrei, sich drehenden Räumen, zischendem Dampf, dem kreischenden Geräusch zerreißenen Metalls, brennender Isolierung, grässlichem Knirschen, dem Pfeifen entweichender Luft, zuschlagenden Schotten, dem Gestank verbrannten Fleisches, einem von Panik erfüllten Augenblick Schwerelosigkeit, Übelkeit und dem verzweifelten Versuch, über die rote Linie eine Verbindung mit Lafayette zu bekommen. Die Erinnerung endete jäh, als irgendwo Triebwerke aufheulten und aus einer völlig unmöglichen Richtung eine Wand aus dem Dunkel schoss und Elizas Bewusstsein von der Bildfläche wischte. Alles danach waren Träume, mit und ohne Lafayette, meistens jedoch mit den Schüssen in der Zentrale und einem kopflosen Körper.

Eliza atmete tief durch und schloss sorgfältig den Overall. Den Reißverschluss zog sie bis ganz nach oben. Es war gut, dass sie sich wieder erinnerte. Es war nicht angenehm, aber es war gut. Man war gestrandet, aber man lebte; also würde man ein gelandetes Schiff vorfinden, keinen Trümmerhaufen. Was verstand eine Schwester Gerda von Raumschiffen. Die rote Linie würde kontaktiert werden und alle später wegfliegen von hier. Eine so gigantische Stadt, wie sie ein Weltenkreuzer darstellte, löste sich nicht einfach in seine Bestandteile auf. Sie würde bald Kaffee trinken, das war sicher, und auch einen utragenorianischen Äthyltee würde sie sich zubereiten lassen; einen richtig starken, eine große Schale, in der psychotrope Substanzen in bunten Schlieren auf der Oberfläche schwammen.

Mit diesem Gedanken öffnete Eliza das Zelt und trat in düsteres Dämmerlicht hinaus. Über eine Reihe von Zelten waren schwach grau leuchtende Planen gespannt. Sie reichten ringsum bis zum Boden, und auf diese Haut trommelte sanft ein steter Regen. Eliza ging in Richtung des einfallenden Lichtes und fand einen winklig angeordneten Eingang, der das Eindringen von Wasser verhindern sollte. Sehr sinnig, dachte sie, vertretbare Ein-

richtung, primitiv, offensichtlich wirkungsvoll. Dann stand sie draußen.

Eliza sah einen wolkenverhangenen Himmel, der sich mit nervenaufreibender Langsamkeit über einer völlig langweiligen Landschaft dahinschob, nichts als eine mit großen Sträuchern bewachsene Ebene. Sie spürte einen leichten Regen, der unauffällig und durchdringend war, durchsetzt mit einzelnen schweren Tropfen, die in unregelmäßigen Abständen ihren Kopf trafen und ihre blonden Haare dunkel färbten. Eliza atmete kühle feuchte Luft, nicht unangenehm, mit einem leichten Duft nach nasser Erde versetzt und etwas anderem, einem fremden Geruch, der nicht einzuordnen war und irgendwie tierisch anmutete. Keine Fernsicht. Voraus, undeutlich im feinen Dunst, erkannte Eliza den dunklen Umriss eines wild aussehenden Gebirges, nicht groß, annähernd zweihundert Meter hoch, sehr zerklüftet.

Sie sah sich um. Hier stand nirgendwo ein Raumschiff. Aber auch kein Lander war da, nicht einmal ein Gleiter, von einem Landungsschiff ganz zu schweigen. Auch die charakteristischen Furchen fehlten, die harte Landungen normalerweise verursachten.

»Es scheint dir bemerkenswert gut zu gehen«, sagte Gerda, die unbemerkt hinzugekommen war. »Du erstaunst mich, weißt du das? Eigentlich hättest du wieder umfallen müssen.« Sie blickte zu der deutlich größeren Frau auf, unsicher, ob die wirklich fest auf den Beinen stand.

Eliza dachte nicht daran, ihr zu erklären, dass sie mehrmals kurz davor gewesen war, ihrem Schwindelgefühl zu erliegen. »Wo«, fragte sie, »ist das Schiff?«

Gerda sah ihre Patientin spöttisch an. Dann zeigte sie auf das Gebirge. »Da liegt er, der Schrotthaufen.«

3. EIN PROBLEM DER REICHWEITE

Natürlich hatte es Eliza Simms erst einmal umgeworfen, aber Gerda hatte die Blässe ihres Gesichts und den Klang ihrer Stimme richtig gedeutet und geistesgegenwärtig reagiert. Es war, genau betrachtet, erstaunlich für eine so kleine Person wie Gerda, die immerhin anderthalb Köpfe größere Eliza aufzufangen und allein wieder zur Pritsche zu schleppen.

Nach einigen Wochen hatte Eliza einen guten Überblick über das Ganze, auch wenn sie anfangs nur Alpträume gehabt hatte. Was einmal die VILM VAN DER OOSTERBRIJK gewesen war, hatte sich in ein Trümmergebirge unfassbaren Ausmaßes verwandelt. Es gab keinerlei Möglichkeit, diesen düsteren Planeten zu verlassen – wenn intakte Raumfahrzeuge existierten, waren sie begraben im Tausende Tonnen schweren Schrotthaufen. Auch irgendwelche Kommunikationsmittel gab es nicht, keine Chance. Menschliche Ansiedlungen, Raumbaken oder wenigstens Automatensonden waren von hier aus nicht erreichbar. An Atibon Legba war nicht zu denken.

Es gab allerdings ein einzelnes Zelt, in dem Funker und Techniker an einer Sendestation arbeiteten. Die Leute taten den ganzen trüben Tag lang nichts anderes. Aber es war eine Radiostation, was sie da zusammenschraubten, gute alte elektromagnetische Strahlung, die im Schneckentempo der Lichtgeschwindigkeit durchs All reisen würde. Eliza wusste ungefähr, wo die VILM VAN DER OOSTERBRIJK im Augenblick der Katastrophe gewesen war, und daher war ihr klar, dass die Signale dieser Funkstation runde anderthalbtausend Lichtjahre bis zum nächsten menschlichen Vorposten zurückzulegen hatten. Plus minus zehn Lichtjahre, in etwa. Und fünfzehn Jahrhunderte waren ein bisschen lang für eine Rettungsexpedition, fand Eliza.

»Was meinst du«, sagte sie zu Gerda, »wenn jemand hier seine Zeit und Kraft an ein Projekt verschwendet, das vollkommen sinnlos ist, ihm aber eine Beschäftigung gibt – sollte man ihn aufklären oder lieber nicht?«

Gerda sah die Zentralierin erstaunt an. Eliza dachte kurz daran, ihr die Gründe für die seltsame Frage zu erklären; dass sie sich unsicher fühlte ohne jenen großen Apparat, in dem jeder seinen festen Platz hatte. Dass sie sich unkomplett vorkam, wenn sie so lange Zeit die rote Linie nicht berührt, die Gegenwart des großen klugen Netzwerks so lange nicht gespürt hatte. Dass sie unbehaust war. Den Siedlern, also den Passagieren, ging es anders, die hätten am eigentlichen Ziel ihrer Reise ähnlich angefangen, zurückgeworfen auf elementare Mittel. Nicht ganz so primitiv freilich, ohne den Schock der Trennung vom intellektuellen Bezugspartner, und geplant. Jeder von denen hatte gewusst, was ihn am Ende der Reise erwartete: ein ungezählter Planet. Aber von diesen Überlegungen erwähnte Eliza nichts gegenüber Schwester Gerda.

Die überlegte gründlich. »Es wäre besser«, sagte sie dann, »es ihnen zu sagen. Wir brauchen hier jeden. Es gibt so viel zu tun ... Bist du dir sicher, dass die Funkstation vollkommen sinnlos ist?«

Sie hatte mit untrüglichem Instinkt erraten, worum es ging. Eliza ließ sich ihre Überraschung nicht anmerken, nahm sich aber vor, Gerda bei Gelegenheit nach ihrem erlernten Beruf zu fragen.

Zuerst ging sie in jenes einzeln stehende Zelt, das nassetriefend abseits stand. Darin waren – neben etlichen Zentnern Elektronik, nach einem nicht erkennbaren Plan gestapelt – drei junge Männer. Einen kannte sie. Vor einigen Wochen und in einer völlig anderen Welt hatte sie ihn angebrüllt und ihm verschiedene hässliche Dinge angedroht, die seine dienstlichen Verfehlungen betrafen. Sie sah ihn überrascht an. Er war nach wie vor hübsch, o ja, aber um den Mund hatten sich einige harte Falten eingegraben. »Hallo«, sagte Eliza beklommen, »ich wollte mal nachschauen, was ihr so treibt. Und euch ... hm, helfen.«

»Hallo«, sagte der Junge. Nachdem er die Zentralierin trotz ihres Gewichtsverlustes wiedererkannt hatte, setzte er spöttisch hinzu: »Welch eine Ehre.«

»Wo ist dein Freund? Bastelt er auch mit?« Eliza ließ den Blick durch das Zelt schweifen; da gab es eine Menge Werkzeug und allerlei Elektronik in verschiedenen Stadien des Zerlegens und Zusammenbauens. Dazwischen waren Kleinteile verstreut, und es standen benutzte Kaffeetassen herum, diese schlanken serafimischen Tassen mit den feinen Ornamenten am Rand. Einige der Gefäße waren mit bunten elektronischen Dingen gefüllt. Das Chaos schien eine Ordnung zu haben: In der Mitte des Zeltes thronte, sorgsam in einen knisternden Folienmantel gehüllt, ein offenbar hochkompliziertes Gerät. Ein leerer Sitzplatz war an diesem Apparat angeordnet, und zwei lange Okulare warteten auf jemanden, der durch ihre Linsen auf irgendetwas Winziges schauen wollte. Marek war auf dem Weg dorthin gewesen, als Eliza eingetreten war und ihn nach seinem Freund fragte.

Der Junge schluckte, wechselte die Gesichtsfarbe und deutete mit einer knappen Kopfbewegung in Richtung des Gebirges. Einer der beiden anderen, ein stämmiger Kerl mit sommersprossigem Gesicht, bemerkte ebenso beiläufig wie bissig, dass besagter Freund gewisse Schwierigkeiten beim Basteln hätte, dort, wo er jetzt sei, auch wenn er an jenem Ort genug Kleinteile dazu hätte, denn leider, leider gehörten alle Knöchelchen des besagten Freundes inzwischen auch zu den Kleinteilen.

»Oh«, sagte Eliza hilflos, »das hab ich nicht gewusst ... Tut mir leid ...«

»Wenn wir ständig sagen würden, wenn uns was leid tut, meine Beste«, sagte der Stämmige, »täten wir uns bloß die Ohren vollheulen. Erst recht, wenn es um die Toten dort drüben geht, die Leute, die etwas weniger Glück als wir gehabt haben. Und du rei dich zusammen, Marek.«

Marek sah mit steinernem Gesicht von einem zum anderen. Er setzte sich in Bewegung, als habe ein Puppenspieler im Hin-

tergrund an unsichtbaren Fäden gerissen, verschwand fast in der raschelnden Folie und setzte sich an den Apparat. Dort starrte er in die Augenöffnungen des elektronischen Messplatzes. Allen war klar, dass Marek jetzt wohl kaum etwas darin sah.

»Was wir hier treiben«, fuhr der Sommersprossige fort, »ist so ungefähr dasselbe, wie im dicken Nebel ein Alphorn zu schnitzen. Man schnitzt und schnitzt, die Messer sind alle stumpf, und das Holz ist ziemlich rissig. Aber man hat schließlich alle Zeit der Welt.« Der Mann drehte unaufhörlich eine Kaffeetasse in den Händen.

Eliza achtete nicht auf das Geschwätz. Sie hatte das Funkgerät – ein unförmiges Trumm aus Teilen, die für diesen Zweck nicht gedacht waren – mit einem Blick abgeschätzt.

»Weit seid ihr nicht gekommen. Das da«, sie wies auf den Apparat, »ist beachtlich gute Improvisation.« Während sie das sagte, spürte sie bereits, dass das nicht die richtigen Worte waren. »Ich meine«, sprach sie schnell weiter, »bei diesen Bedingungen ... Welche Reichweite habt ihr geplant?«

Sie wusste genau, dass es nicht ausreichen würde, nicht für eine Rettung zu Lebzeiten der Anwesenden. Zwar war der Zwischenstopp der OOSTERBRIJK ein Punkt gewesen, der auf gewissen Routen immer wieder angesteuert wurde, aber solche Stellen wurden dazu benutzt, den Kurs zu kontrollieren. Meistens hielt sich ein Weltenkreuzer nicht lange genug an einem solchen Ort auf, um auch nur einen simplen Funkspruch aufzufangen. Es war die Mühe nicht wert, seine Antennen auszurichten. Und Hilferufe von solch einer Anlage, wie die Leute sie hier zusammenbastelten, hatten nicht die geringste Chance, wahrgenommen zu werden. Das Ganze war so nutzlos und vergeblich wie die vierhunderteinundfünfzigste Kartografierung des epsilonischen Raumschiffs, wenn auch bei Weitem nicht so kostspielig. Eliza hörte sich die Erklärungen über Modulation und Energie und Fading und verschiedene unwahrscheinliche Möglichkeiten nicht bis zum Schluss an, auch wenn der Mann plötzlich die Gabe der

normalen Rede wiederfand. Sie unterbrach den Redeschwall des Stämmigen.

»Die nächstliegende Ansiedlung dürfte auf Engambosch sein, bestenfalls«, teilte sie ihm mit. »Und Engambosch ist schätzungsweise fünfzehnhundert bis sechzehnhundert Lichtjahre von hier entfernt. Notsonden und Raumbaken gibt es in dieser Gegend des Alls nicht, das wisst ihr ... Also müsstet ihr einen Landau-Modulator bauen, wenn denn unbedingt irgendein Alphorn gebastelt werden soll. Alles andere hat einfach nicht genügend Reichweite.«

Der Sommersprossige starrte sie sprachlos an. Die Tasse in seinen Händen stoppte ihre Bewegung.

»Aber ... Einen Landau-Modulator mit bloßen Händen zu bauen, ist völlig unmöglich«, sagte Marek auf seinem folienverpackten Arbeitsplatz. Er sagte es, ohne sich umzudrehen. Seine Worte fielen in die Stille des tropfenden Regens.

»Eben«, antwortete Eliza und verließ das Zelt. Draußen atmete sie tief durch. Sie war jämmerlich, was Psychologie anbetraf. Sie hatte sich dumm benommen. Wie ein Alien in Menschengestalt. Unter all diesen Leuten, die von Serafim stammten, war Eliza Simms schon rein äußerlich eine Fremde, groß, knochig, herb, blond, so wie die meisten Leute von der friedlichen und etwas abgelegenen Welt Dortue. Sie lauschte auf das, was in dem Zelt hinter ihr vorging.

»Woher, zum Teufel, will denn die das wissen?«, hörte sie die Stimme des Stämmigen durch die Plane des Zeltes. Marek antwortete leise, und sie verstand das Wort »Zentralier«. Es war in einem Tonfall gesprochen, der ihr nicht gefiel, überhaupt nicht. Es klang Wut darin und etwas anderes. So wurden Leute beim Namen genannt, von denen nicht viel zu erwarten war, jedenfalls nichts Gutes. Eventuell bildete sie es sich ein; ihr war, als hätte sie Angst aus Mareks Stimme herausgehört. Dann spürte sie mehr, als dass sie es sah, wie ein jäh geschleuderter Gegenstand vom

Stoff des Zelttes abprallte und zu Boden fiel. Wenigstens der schönen serafimischen Kaffeetasse hat es nichts getan, dachte Eliza.

Sie ging in Richtung Gebirge. Erst einmal weg von dem Zelt. Das fehlte Eliza noch, dass jemand denken könnte, sie würde lauschen. Sie spürte den Impuls, sich umzudrehen und zu vergewissern, dass niemand sie beobachtete. Stattdessen ging sie weiter. Es war Wind aufgekommen, unangenehm kalt und durchdringend. Dafür hatte der Regen fast aufgehört.

Die Trümmer des Riesenraumschiffs waren in eigenartigen Formationen aufgetürmt. Es gab nahezu unzerstörte Sektionen, die wie einsame Felsblöcke aufragten, wuchtig und unnahbar. Es gab zu unerkennbarem Gewölle zerschmetterte Teile, ineinander verbogene und verfilzte technische Überbleibsel. Und es gab Strukturen, die erhalten geblieben waren und gerade dadurch grotesk wirkten. Ein Liftschacht, dessen hell schimmernde Röhre hoch in den Himmel stieß, fast senkrecht, als habe sie noch ein Ziel, zu dem Kabinen befördert werden müssten. Aber das obere Ende der Röhre war ein langsames Aufhören; Splitter, Spalten, Bruchstücke. Ein zuletzt nur handbreites Stück spießte hoch empor. Überraschenderweise ragte es nicht in die Wolken hinein, die nicht so tief hingen, wie es den Anschein hatte.

Eliza überlegte, wie groß dieses mit Schrott bedeckte Areal sein mochte. Die VILM VAN DER OOSTERBRIJK war ein mittelgroßer Weltenkreuzer gewesen, achteinhalb Kilometer im Durchmesser, die verschiedenen Aufbauten und nach Bedarf angekoppelten Module nicht eingerechnet. All das auf einer ebenen Fläche verteilt, musste eine Menge Platz in Anspruch nehmen. Kilometer um Kilometer eines schier unendlichen Trümmerfeldes; und dennoch, dachte Eliza, war dies nur ein kleiner Fleck auf einem Planeten, und der Planet nur einer unter mehreren in diesem System. Die Chance, dass jemand zufällig auf die Überreste der OOSTERBRIJK stieß, war verschwindend gering. Womöglich tauchte gerade in diesem Augenblick ein Raumschiff in der Nähe dieses Systems auf. Vielleicht machte jemand hier Station und

dachte überhaupt nicht daran, eine Sekunde der Aufmerksamkeit einem der unbedeutenden, unbewohnten Planeten zu widmen, die es da gab. Und, dachte Eliza, während ich hier stehe, ist das Schiff wahrscheinlich längst wieder weg. Es dauert nur einige Minuten, die wichtigsten Referenzsterne auszumachen und sich zu vergewissern, dass sie in der richtigen Konstellation standen.

Sie starrte auf jene einsam in der Höhe hängende Wand mit offenstehenden Türen darin, die von nirgendwo nach nirgendwo führten. Der Wind schlug die Türen gegen die schiefen, verzogenen Füllungen oder die zernarbte Wand. Dieses leise Klappen war nicht das einzige Geräusch des Gebirges. Da war ein feines Singen zu hören; Luft strich an gespannten Drähten vorbei. Ein leises Ächzen, als läge ein Riese unterm Schutt und bewege sich langsam. Ein mattes Rattern irgendeiner Mechanik, die eine der zugeschlagenen Türen freigab, damit der Wind sie wieder zuschlagen konnte. Das war auch ein Alptraum, nur eine andere Art. Eliza dachte an die nachts immer wieder auftauchenden Bilder; an die Lichtblitze zwischen She Tsi und Lafayette; an die mit einem wutschäumenden Karnesen ringenden Sicherheitsleute; an regenbogenbunte Funken am blauschwarzen Himmel des Oniskus-Mondes; an verlöschende Lämpchen auf einer Konsole. Unter diesen verhassten Bildern gab es auch eine kleine Plastiktüte, die sechseinhalb Pfund feinen grauen Staub enthielt, und grünes Feuer, das Fleisch von Knochen fraß.

Eliza hockte sich hin und kramte in dem Zeug, das herumlag. Angesengte Mikrofilme, verglühte Elektronik, wie von einer Titanenfaust zerquetschtes Stahlblech, lose Buchseiten mit verwischten Diagrammen, Metallfetzen mit Anlaufspuren, ein zerdrücktes Fotokristallgerät. Das war alles unbrauchbar. Schrott. Aber sie sollte versuchen, näher heranzukommen. Sie wusste, dass sie es versuchen musste, obwohl die Chancen klein, sehr klein waren. Irgendwo waren rote Linien. Irgendwo konnte ein funktionierendes Netz in Reichweite sein. Irgendwo gab es für sie die Möglichkeit, den Kontakter zu benutzen. Sie wusste, dass

ein Weltenkreuzer nicht stirbt. Er konnte vernichtet werden, verglühen in einer Sonne oder zerrissen werden von außer Kontrolle geratenen Reaktoren, aber er konnte nicht daliegen und nichts tun. Die anderen, die nicht zum Kreis der Zentrale gehörten, konnten nichts davon wissen. Nur Zentralier kannten die inneren Geheimnisse der Weltenkreuzer, kannten die Pläne der Selbst-Belebung. Eliza musste wissen, ob es funktionierte. Sie kletterte auf den ersten Schutthügel hinauf. Bis zum ersten kompletten Segment würde es eine mühselige Sache werden.

»He, du da!«, wurde sie von hinten angerufen. Sie drehte sich unter Schwierigkeiten um, beinahe wäre sie ausgeglitten und gefallen.

»Was ist?«

»Komm da runter!« Das klang nicht wie eine Bitte. Das klang wie ein Befehl. Eliza war es nicht gewohnt, Befehle zu empfangen. Zentralier hatten das nicht nötig. Aber die Zentralier waren tot. Alle Zentralier außer ihr waren tot. Aber war auch die Zentrale tot?

Eliza kletterte folgsam hinunter und wurde von drei Männern in neutralen blauen Overalls in Empfang genommen. Alle drei machten Gesichter, als seien sie äußerst wichtig. »Dein Name ist Eliza Simms, Zentralierin von der OOSTERBRIJK?«, fragte der Älteste der drei, ohne sich oder die anderen vorzustellen. Offenbar war er der Anführer der merkwürdigen kleinen Delegation.

»Das ist mein Name«, antwortete Eliza.

»Du sollst zu Tina kommen.«

»Wer ist Tina?«, fragte Eliza.

Der Mann lächelte und gab den beiden anderen ein Zeichen. Sie nahmen Eliza in die Mitte. »Die Chefin hier«, antwortete der Mann und wandte sich zum Gehen. »Wirst sie noch kennenlernen.« Sie gingen zu viert über die Ebene, weg von den Trümmern. Unangenehm fand Eliza, dass sie von den Männern am Oberarm geführt wurde, sei es, um sie vor dem Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Grund zu bewahren, sei es, um zu verhindern, dass

sie weglief. Sie spürte nicht wenig Lust dazu, denn sie kam sich verhaftet und abgeführt vor. Sie hätte die Männer wahrscheinlich außer Gefecht setzen können – Zentralier waren geschult, stets trainiert und kannten meistens mehrere Arten der Selbstverteidigung. Und Eliza Simms wäre unter normalen Umständen ohne Training imstande gewesen, diese drei Typen auszuschalten. Sie war größer und knochiger, und sie hatte wahrscheinlich weniger Skrupel, diese Männer in ihre Weichteile zu treten, als die Hemmungen hatten, eine Frau zu schlagen, erst recht eine Zentralierin. Aber Eliza war nicht fit. Und es wäre ihr lächerlich vorgekommen. Immerhin bildete sie es sich wahrscheinlich nur ein, dass hier Feindseligkeit im Spiel war.

Man brachte sie zwischen die grob zusammengesetzten Bungalows, die bewohnt aussahen. Das große Zelt lag weiter weg von den Trümmern. Kinder schauten aus den wenigen Fenstern der Häuschen. Einer der Bungalows war halb in den Boden hineingebaut. An der Tür dieses bunkerähnlichen Gebäudes stand in sorgfältig gestanzten Buchstaben:

VILM – ADMINISTRATION

»Was bedeutet das«, fragte Eliza, »was heißt ‚Vilm‘?«

Einer der Männer sagte mit unbewegter Miene: »So haben wir diesen Planeten getauft.«

4. BARBARA UND DIE AUGEN DER REGENDRACHEN

»Vliesenbrink an Dorand«, sagte Jonathan, »Vliesenbrink an Dorand, kannst du mich hören? Bitte gib Antwort.«

Es lag kein Segen auf dieser Mission, von Anfang an nicht. Ein Fehler, sich darauf einzulassen? Genug, dachte Barbara, das führt zu nichts. Sie schaute zu Jonathan hinüber. Der starrte nach wie vor auf den Schlund, der gerade ihren Kameraden verschluckt hatte. Die offene Feindseligkeit dieser Umgebung hatte ein Opfer gefordert. Eben hatte Dorand am Rand des Segments gestanden; im nächsten Augenblick verschwanden mehrere Quadratmeter Metall in der Tiefe. Dorand hatte kaum eine Chance gehabt. Wie viele Meter mochte es dort hinuntergehen, fragte sich Barbara, fünfzig, hundert, zweihundert? Die Sicherheitsleine von Dorand war da, der Wind bewegte sie locker hin und her, glatt abgeschert.

Es hatte fürchterlich gescheppert da unten, als reiße das abgebrochene Teil weitere Bruchstücke der instabilen Konstruktionen mit sich. Einen Schrei von Dorand hatten weder Barbara noch Jonathan gehört. Barbara griff nach ihrem Funkgerät, um mit Jonathan zu sprechen, aber sein Apparat war bereits in Betrieb.

»Vliesenbrink an Dorand«, klang seine Stimme aus dem kleinen Lautsprecher, »Vliesenbrink an Dorand, kannst du mich hören? Bitte gib Antwort.«

Natürlich kam keine Antwort. Dorand konnte diesen Absturz unmöglich überlebt haben. Nicht, wenn ein paar hundert Tonnen Stahl hinterherfielen.

»Vliesenbrink an Dorand«, sagte Jonathan, »Vliesenbrink an Dorand, kannst du mich hören? Bitte gib Antwort.«

Barbara schaltete sich auf dieselbe Frequenz. »Es ist hoffnungslos«, sagte sie, »er ist tot.«

Jonathan Vliesenbrink hob den Kopf und starrte sie an. Er war zwanzig Meter entfernt, und dennoch sah Barbara, dass nicht nur Regentropfen über sein Gesicht liefen. Er schüttelte den Kopf, sein Funkgerät schwieg jetzt.

»Ich gehe hinüber und schaue nach«, sagte sie und fragte sich, wieso sie etwas so offenkundig Sinnloses vorschlug; der Anblick eines weinenden Mannes konnte es wohl kaum sein. Aber gut, einer musste nachsehen, wenigstens das waren sie ihrem Kameraden schuldig. Und Jonathan konnte nicht hinübergehen. Für einen Dreieinhalb-Zentner-Kerl war dieser Weg zu gefährlich, erst recht nach diesem Unfall. Barbara leinte sich an und aktivierte die Notrückholung. Sollte sie fallen, würde die Leine sie abfangen und zurückholen. Ich bin leicht genug, dachte sie, für die Karnesen ist diese Technik einfach nicht gemacht. Dorand war mit genau solch einer Leine gesichert gewesen, und seine hundertsiebzig Kilo Lebendgewicht hatten das Ding hoffnungslos überfordert, und die Ausrüstung wog schließlich auch etwas. Die Figur eines muskelbepackten Kleiderschranks hatte ihre Nachteile. Genau wegen der Körperkräfte der Karnesen hatte Tina die einzigen beiden Typen von Karna gefragt, ob sie das Risiko eingehen wollten, in den Überresten der VILM VAN DER OOSTERBRIJK auf Erkundung zu gehen. Karna war eine sehr kalte Welt, das Wetter Vilms machte diesen Jungs kaum etwas aus.

Vorsichtig ging sie, einen Fuß vor den anderen setzend, auf dem schmalen Träger zu der Plattform hinüber, von der jetzt das Drittel fehlte, auf dem Dorand gestanden hatte, als er ihnen aufgeregter irgendetwas zeigte. Jonathan hatte sich hingesetzt und beobachtete mit unbewegtem Gesicht, wie Barbara den Weg Dorands ging. Sie zwang sich, nicht unaufhörlich an Claudius Dorand zu denken, dessen Leiche womöglich dicht unter der Plattform lag. Sie konzentrierte sich darauf, auf dem regennassen

Metall nicht auszurutschen. Es regnete immer noch. Fast hatte es den Anschein, als wolle es niemals aufhören.

Einen knappen Meter vor der Bruchkante hielt sie inne und arretierte die Leine. Dann beugte sie sich vor, so weit es ging. Vorsichtig spähte sie in den Abgrund. Hier hatte es gebrannt, unter der Plattform war alles verkohlt, nur noch spillerige, brüchige Ruinen. Dorand hatte mit seinem Gewicht ein Kartenhaus zum Einsturz gebracht. Und er war tot. Da waren, überdeutlich in der Umgebung aus verkohltem Kunststoff, die Spuren seines Todes, die lebhaften Farben von Blut, menschlichem Fleisch und inneren Organen. Barbara Brewka, ermahnte sie sich selbst, bemühe dich, klar zu denken, du willst doch nicht auch so enden, oder? Sie löste ihren Blick von dem, was einmal ein lustiger, riesiger Mann gewesen war, und versuchte herauszufinden, was genau ihn dazu gebracht hatte, in der letzten Sekunde seines Lebens so aufgeregt zu winken. Sie bemerkte es sofort. Und sie verstand, warum Dorand ihnen gewinkt hatte: Da hinten lag ihre Rückfahrkarte. Sie turnte, so schnell sie es wagte, auf Jonathans Seite des Abgrunds zurück. Sie nahm seinen Kopf in die Arme und sagte, welchen Tod Dorand gefunden hatte. Jonathan nickte. Er hatte sich so etwas Ähnliches ausgemalt.

»Claudius ist nur der Erste von uns, der hier umkommt«, sagte er. »Vielleicht sollten wir einfach die Finger von diesem Friedhof lassen.«

»Wir wollten versuchen, etwas Brauchbares zu finden«, sagte Barbara, »und wir sollten versuchen, einen Hilferuf abzusenden. Wenn sich eine Gelegenheit dazu ergibt, hat Tina gesagt. Eventuell können wir das erledigen. Da unten, auf einer Art Lichtung mitten in den Trümmern, liegt ein beschädigtes Landeschiff. Beschädigt, nicht zertrümmert wie das andere.«

Jonathan sah Barbara hoffnungsvoll an; das erste Schiff dieser Art, das sie in den Resten des Weltenkreuzers gefunden hatten, war von den enormen Kräften des Absturzes zerquetscht und radioaktiv verseucht worden. Dieses Wrack hatte ihnen einen

langen Umweg aufgezwungen, auf dem sie die Orientierung in dieser schier endlosen technischen Wüste verloren.

»Landeschiffe haben Flugzeuge und Gleiter an Bord«, sagte Barbara.

»Und sie verfügen über einen Landau-Modulator«, sagte Jonathan leise, »und ich könnte mit meinem Onkel auf Atibon Legba sprechen, als wäre er im Nebenzimmer.«

»Mit deinem Onkel?« Barbara verstand nicht.

»Mein Onkel ist Kapitän«, sagte Jonathan, »und wir KARNESEN haben eine Menge Familienbindung, wenn auch nicht so schlimm wie die SERAFIMER. Wie ich meinen Onkel kenne, ist er wenige Tage später mit einem Rettungskommando hier und holt uns aus dieser Regenhölle heraus.« Er seufzte. »Es ist erst ein paar Monate her, da habe ich mit ihm gesprochen.«

Der Weg hinunter zu dem Landungsschiff dauerte zwei ganze Tage. Das ausgebrannte Segment war zu gefährlich, um sich außen daran abzuseilen; es hätte jeden Augenblick vollends zusammenbrechen können. Also mussten Barbara Brewka und Jonathan Vliesenbrink die verschlungenen Wege der letzten zwanzig Stunden wieder zurückgehen, um an jene Stelle zwischen den wie Hochhäuser emporragenden Segmenten zu gelangen, wo sie ihren Aufstieg zu dritt begonnen hatten. An derselben Stelle übernachteten sie, und ein Platz unter dem Überhang, der sie vor dem Regen schützte, blieb frei. Keiner der beiden verlor ein Wort darüber.

Der Weg zwischen den Trümmern hindurch zum Wrack des Landeschiffes war bei Weitem mühseliger, als sich durch das Gewirr der Segmente zu kämpfen. Die großen Teilstücke, in die sich der niedergehende Weltenkreuzer zerlegt hatte, waren mehr oder weniger gesteuert hinuntergegangen. Die meisten hatten über der Oberfläche abgebremst, ehe sie aufsetzten. Das war nicht immer sanft vonstatten gegangen, aber das Chaos in den Segmenten hielt sich in Grenzen. Zwischen den Blöcken allerdings türmten sich die Überreste jener Teile des Riesenraumschiffes,

die nicht das Glück gehabt hatten, kontrolliert herabzukommen. Hier herrschte pure Zerstörung und ein Durcheinander, das von einem teuflischen, verdrehten Verstand eigens zu dem Zweck erdacht schien, jeden in den Wahnsinn zu treiben, der es wagte, seinen Fuß in das Wirrwarr zu setzen. Und immer, wenn sie an Flecken der einheimischen Vegetation vorbeikamen, die das Inferno des Absturzes überstanden hatten, überkam Barbara das Gefühl, sie werde aus dem düsteren Gewirr von Ästen und krank aussehenden Blättern heraus angestarrt. Fast bildete sie sich eindringlich blickende Augen ein, und dann drängte sie den Karnesen zu größerer Eile, nur um von diesem idiotischen Angstgefühl wegzukommen.

Barbara und Jonathan waren zu einem Kurs voller Umwege gezwungen. Ohne Barbaras Erfahrungen aus mehreren Planetenerkundungen hätten sie die Orientierung bereits nach ein paar Stunden verloren. Und es fehlte ihnen Claudius – auf den Irrwegen der vergangenen Tage war es oft die pure Muskelkraft zweier Karnesen gewesen, die Hindernisse aus dem Weg geräumt hatte, die jetzt unüberwindlich waren. Jonathan versuchte nur ein einziges Mal, ein für ihn offensichtlich zu schweres Trümmerstück anzuheben. Sein Gesicht wurde tiefrot, und an den Schläfen traten die Venen hervor. Barbara schüttelte den Kopf, und langsam entspannte sich der Mann wieder. Es hatte keinen Sinn, seine Kräfte so zu verschwenden. Und noch weniger Sinn hatte es, Jonathan wegen des Versuchs Vorwürfe zu machen. Nach der Katastrophe der *VILM VAN DER OOSTERBRIJK* war Claudius sein Familienersatz gewesen, der einzige andere Karnese im Lager und alles, was ihn an Karna erinnern konnte.

An einer Stelle auf ihrem Pfad quoll ein weißer Gletscher aus geborstenen Containern; ein seltsamer Anblick in dem andauernden Regen. Barbara und Jonathan machten einen Umweg von wenigen Minuten, um das Phänomen zu studieren. Das Eis erwies sich als künstlich: Es war zerbrochenes Geschirr, Handelsware aus den berühmten serafimischen Porzellanen. Eine Flut Scher-

ben rieselte aus den Behältern, der Boden in der Umgebung war vom feuchten Porzellanstaub hellgrau eingefärbt. Barbara steckte die Hand in den Haufen, in der unsinnigen Hoffnung, eine Tasse zu finden, die nicht zerbrochen war. Eine feine serafimische Kaffeetasse, schlank, dünnwandig und elegant. Aber der Gletscher gab kein Stück heraus, das größer als vier Zentimeter war.

»Schade um all die wunderbaren und teuren Services«, sagte Jonathan, und Barbara wunderte sich, sie hatte den Mann für weniger häuslich gehalten. »Schade eigentlich um alles hier«, antwortete sie.

Fünzig Stunden nach dem unglücklichen Tod Dorands standen Barbara und Jonathan vor dem Landeschiff, und von Nahem sah es weit mitgenommener aus. Tiefe Schrammen waren in das als unzerstörbar geltende Material der Panzerung gegraben, und das Heck war zersplittert wie morsches Holz. Die Geigerzähler machten jedoch nicht mehr Aufruhr als sonst in der Trümmerwüste auch. Am wichtigsten war, dass sie keinen solchen Höllenlärm veranstalteten, wie sie es in der Nachbarschaft des anderen Landeschiffes getan hatten. Die Luke des schräg liegenden Schiffes stand offen. Als die Frau und der Karnese hindurchstiegen, verlor Jonathan in dem abschüssigen Gang sein Gleichgewicht und glitt aus. Er schlug schwer hin, schlitterte den Mittelflur hinunter und schrie auf, als er an der gegenüberliegenden Seite auftraf. Eine zerbrochene Wandtafel ließ ihre Splitter wie Krallen in den Gang ragen und hatte sich durch Jonathans Ärmel gespießt.

»Verdammt noch mal«, sagte Barbara und packte einen der wenigen Nothilfetornister aus, den die Überlebenden der VILM VAN DER OOSTERBRIJK besaßen, »kann denn nicht mal irgendetwas einfach nur funktionieren?«

Jonathan hielt die Augen geschlossen und bemühte sich, gleichmäßig zu atmen; den linken Arm hielt er vom Körper ab. Aus einem langen Riss im Stoff quoll langsam Blut. »Ich glaube, das ist mit einem Pflaster nicht erledigt«, sagte er, »aber solange ich reden kann, habe ich es besser erwischt als Claudius.«

Das ist eine andere Frage, dachte Barbara. Sie schnitt den Ärmel auf und legte einen langen hässlichen Schnitt frei, der sich über Jonathans Oberarm zog und tief ins Muskelfleisch reichte. Barbara hatte oft Gelegenheit gehabt, ihre Kenntnisse in Erster Hilfe anzuwenden. Das hier sah nicht nach Erster Hilfe aus. Das schrie nach einem Arzt oder zumindest nach einem funktionierenden Medlabor. Beides war weit entfernt, zu weit. Barbara stillte die Blutung und tackerte die Wundränder zusammen, so gut es eben ging. Jonathan zerbiss dabei den Kragen seiner Jacke. Als Barbara den Arm verband, musste sie daran denken, dass wegen dieser Wunde die dicken Muskelpakete des Karnesen wertlos geworden waren. Und sie dachte daran, dass alle möglichen Komplikationen vorprogrammiert waren, Infektionen, weitere Blutungen, Schock. Konnte der verdammte Riesenkerl sich nicht vorsehen?, dachte sie und bekam einen Schreck. Dieser Gedanke gehörte nicht in diese Situation. Er gehörte sich gar nicht.

Vorsichtig und Schritt für Schritt erkundeten sie das Landeschiff. Nach kurzer Zeit hatten sie entdeckt, dass der Landau-Modulator zu schwer beschädigt war, als dass sie ihn hätten in Betrieb setzen können. Energie war da, doch die Rechner forderten energisch, das gesamte Aggregat auszutauschen oder auf einer Werft gründlich zu reparieren.

»Können wir die dringendsten Arbeiten nicht doch selbst machen?«, fragte Jonathan. »Wir haben Zeit.«

»Du träumst, Vliesenbrink«, sagte Barbara und ließ eine detaillierte Aufstellung der wesentlichsten Schäden über den Bildschirm laufen. Es war hoffnungslos. Selbst eine voll ausgestattete Werft mit all ihrer Hochtechnologie und Hunderten von spezialisierten Technikern würde anderthalb Wochen für eine Instandsetzung benötigen.

»Und?«, fragte Jonathan, der sichtlich Schmerzen litt.

»Keine Chance«, sagte Barbara, »das Ding kriegen wir nie im Leben geregelt. Aber die Gleiter werden als weitgehend in Ordnung angezeigt. Das wäre doch was.«

»Einfach zurückfliegen? Ja, das könnte mir gefallen.«

Leider stellt sich heraus, dass die wenigen grünen Lichter auf der Konsole trogen. Die Systeme des Landeschiffes waren noch schwerer in Mitleidenschaft gezogen als vermutet. Barbara hatte den permanenten Regen im Verdacht, dafür verantwortlich zu sein. Überall sickerte Wasser durch Risse, plätscherte in Kabelschächten und gluckerte in Schränken. »Dieses Landeschiff ähnelt einem U-Boot«, sagte sie zu Jonathan, als es gelungen war, die große Lastenklappe des Hangars zu öffnen. Sturzbäche von angesammeltem Regen flossen über die lädierte Außenhaut des Schiffes. »Nur dass dies hier innen voller Wasser ist. Bei U-Booten ist es gewöhnlich außen.«

Jonathan lächelte schief. Sein Humor ging ihm zusehends verloren.

Gleiter Nummer sieben ließ sich am Kranarm aus dem Hangar bugsieren. Das erledigte Barbara per Fernsteuerung von außen, weil die Kameras zu unzuverlässig arbeiteten. Immer wieder musste sie dabei gegen das Gefühl ankämpfen, etwas oder jemand starre sie aus den merkwürdigen verfilzten Büschen an, die auf der Lichtung im Trümmergebirge standen. Beinahe wäre der Gleiter hart auf den Boden aufgeschlagen, nur weil sie sich einbildete, aus den Augenwinkeln ein verrücktes Tier mit zwei Köpfen gesehen zu haben. Jonathan war keine Hilfe; er hatte Schweißperlen auf der Stirn und kämpfte mit Schmerzen in seinem Arm. Wahrscheinlich hatte er Fieber. Barbara schickte ihn in den Gleiter, kaum dass das Ding mehr schlecht als recht und ein bisschen schief draußen stand. Sie wollte nicht darüber nachdenken, wie sie allein einen ohnmächtigen Karnesen dort hineinbekommen sollte.

In den anderen Gleitern – bis auf den, der praktisch unter Wasser stand – sammelte sie alles ein, was nach Sanitätsausrüstung aussah. Dann pumppte sie Jonathan mit einem unausgewogenen Drogencocktail voll. Das Zeug dämpfte die Schmerzen, senkte das Fieber und machte ihn so weit ansprechbar, dass sie Jo-

nathan als Hilfe bei dem folgenden Abenteuer gebrauchen konnte. Später würde der arme Kerl eine Woche lang Kopfschmerzen haben.

»Gesetzt den Fall, er überlebt diesen ganzen Irrsinn«, knurrte Barbara, während sie das Schiffslogbuch kopierte und die Dateien in den Gleiter übertrug. Als sie feststellte, dass in dem maroden System des Landeschiffes eine Menge von Daten aus den letzten Minuten des Weltenkreuzers existierte, sicherte sie auch diesen Kram im Rechner des kleinen Flugzeugs. Der geriet dadurch zwar an die Grenzen seiner Kapazität, aber für die wenigen Kilometer bis zum Lager sollte der Rest reichen.

Jeder Schritt vom Landeschiff bis zu Nummer sieben bereitete Barbara fast körperliche Schmerzen. Sie hätte geschworen, dass sie beobachtet wurde. Irgendetwas starrte aus den einheimischen Gewächsen herüber. Die Augen eines gigantischen Drachen musterten kühl die winzige menschliche Gestalt. Ein düsterer Verstand durchdachte Möglichkeiten ihrer Vernichtung. Mächte der Finsternis kicherten. Teuflische Gedanken wurden zu fliegenden Objekten und stießen aus dem regnerischen Himmel herab.

In einem Zustand flatternder Angst hieb Barbara auf Tasten und Schalter ein; mit quälender Langsamkeit schloss sich die Luke des Gleiters. Die Pfützen kräuselten sich unter der Maschine, als die Emittoren anliefen und das Ding in die Waagerechte brachten. Es handelte sich um einen schweren Gleiter mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit, fähig, in höhere Schichten der Atmosphäre aufzusteigen. Er war geformt wie ein Teufelsrochen mit geblähtem Bauch, eine Unzahl von Antennen war auf den Rumpf gepflanzt worden. Nun summte der Apparat leise. Nummer sieben lief wie ein Uhrwerk und fragte nach dem Kurs. Barbara hatte nicht die geringste Ahnung. »In welche Richtung?«, fragte sie.

»Nach Hause«, sagte Jonathan.

»Sehr witzig.« Barbara drehte sich um und wollte eine spitze Bemerkung vom Stapel lassen, aber rechtzeitig bemerkte sie, wie elend der Karnese aussah. Sie erinnerte sich daran, dass der

Schnitt in seinem Arm zwischen all den Muskeln bis fast zum Knochen reichte; und sie erinnerte sich an die Farben von Blut, menschlichem Fleisch und inneren Organen, überdeutlich in einer rabenschwarzen Umgebung aus verglühtem Plast. Sie dachte an den beschleunigten Stoffwechsel der Schwerweltmenschen, der ihnen zu Hause das Überleben leichter machte. Sie erinnerte sich, welche Mengen an Nahrung Dorand und Vliesenbrink in sich hineingestopft hatten, unten im Lager. Was mochte in karnesischen Leibern bei einer Verletzung vorgehen? Wie viele Reserven hatte ein Karnese, der Blut verlor und nichts zu essen bekam? Sie hatte keine Ahnung.

»Nach Hause«, sagte Jonathan.

»Ja«, sagte Barbara. »Ich versuche es.« Sie berührte die Kontrollen der Maschine und ließ sie Höhe gewinnen. Nummer sieben reagierte sofort. Die unsichtbaren Augen blieben am Boden zurück. Alle Anzeigen waren im grünen Bereich. Barbara richtete die Sensoren zur Oberfläche, um auf diese Weise das Lager zu finden.

Jonathan ächzte vor Schmerz. Er rief mit geübten Handgriffen einige Monitore ins Leben zurück und gab etwas in den Bordrechner ein. »Kreisen«, sagte er dann, »wir sollten den Rand des Trümmerfeldes suchen und dann immer daran entlangfliegen. Da unser Lager am Rand liegt, müssten wir auf diese Weise früher oder später hinfinden. Schlimmstenfalls umrunden wir den ganzen Schrotthaufen einmal. Energie genug haben wir dafür.«

Barbara sah hinaus. Nummer sieben stieg weiterhin wie an einem unsichtbaren Draht. Die mit den Überresten der VILM VAN DER OOSTERBRIJK bedeckte Landschaft dehnte sich endlos in alle Himmelsrichtungen aus. Nur gelegentlich unterbrochen von Flecken der missfarbenen einheimischen Vegetation, waren die würfelförmigen Blöcke der Segmente wie von der Hand eines übelgelaunten Gottes über die Oberfläche verstreut. Hier und da lagen die Segmente nahe beisammen und teilweise sogar übereinander, während in anderen Bereichen ein einsamer Block über

eine gewaltige leere Fläche herrschte. Das Ganze wirkte fremdartig und fehl am Platz. Barbara ließ weiterhin die Finger von der Steuerung und sah Jonathan an, der dem Panorama keinen Blick gönnte. Er hatte die Augen geschlossen und unterdrückte mit geringem Erfolg das Zittern seiner Hände. Der Mann braucht Beschäftigung, dachte Barbara. »Wie hoch kann dieses Ding steigen?«, fragte sie laut.

Jonathan öffnete die Augen und ließ seine riesigen Hände über die Tastatur wandern. »Das kann ich nicht ganz zuverlässig beantworten«, sagte er, »ich bekomme nicht alle Daten, die ich brauche. Aber ich denke, wir könnten gefahrlos bis weit in die Wolken aufsteigen, für kurze Zeit bis in höhere Schichten der Atmosphäre. Für einen Orbit reicht es sicherlich nicht.«

»Das wäre es doch«, sagte Barbara, und für einen kurzen Augenblick spürte sie einen leichten Schwindel.

»Was, zum Teufel?«, wollte Jonathan wissen.

»Was sagst du dazu: Wir jagen Nummer sieben so weit hinauf, wie es nur geht, und dann setzen wir einen Hilferuf ab. Mit aller Energie, die wir erübrigen können, und so lange, wie es nur geht.«

»Ziemlich witzlos. Du sprichst von schlichtem Funk, von elektromagnetischen Wellen. Die kriechen mit Lichtgeschwindigkeit dahin. Die Chancen, dass uns zu Lebzeiten jemand hört, sind nahe null.«

»Aber nicht gleich null.«

»Das nicht.«

»Ist eine kleine Chance nicht besser als gar keine?«

Jonathan blickte mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Barbara hinüber; er dachte an Claudius und an die verdammt geringe Chance, die der gehabt hatte. Dann nickte er. »Wenn wir so etwas Verrücktes machen, dann möglichst so, dass etwas damit erreicht wird. Die Nachricht sollte in Richtung Atibon Legba abgestrahlt werden. Da ist die Wahrscheinlichkeit am größten, gehört zu werden.«

Barbara nickte; Jonathan arbeitete an einem Problem. Das würde ihn ablenken von dem grausamen Schnitt in seinem Arm. »Und woher«, fragte sie, »soll der Rechner wissen, wo sich A.L. befindet? Wir wissen nicht einmal genau, wo wir sind.«

Jonathan überlegte und klickte sich durch eine Unmenge von Darstellungen, während Nummer sieben weiter und weiter in den grauen Himmel stieg. Unter sich sah Barbara einen gigantischen, etwas schrägen Kreis aus buntem Schmutz, der in eine ebenmäßig gemusterte Fläche aus dunklem Grün hineingestanz war. So sah die Katastrophe der VILM VAN DER OOSTERBRIJK aus einer Höhe von einigen Kilometern aus – nur ein unbedeutender Zwischenfall für einen Planeten. Und genau so, dachte Barbara, mochte das für die Menschen auf Atibon Legba aussehen. Ein weiterer Name auf der Liste verlorengegangener Raumschiffe. Eine Zwanzig-Sekunden-Nachricht im großen Netzwerk zwischen den Planeten. Eine Trauerminute auf Serafim, woher die meisten der Siedler an Bord der VILM VAN DER OOSTERBRIJK gekommen waren.

»Ich habe es«, sagte Jonathan. »Und es war so einfach.«

»Was war einfach?«

»Die Navigation. Du hast all diese Daten in den Speicher geladen, alle Daten aus den letzten zweiundzwanzig Minuten der VILM VAN DER OOSTERBRIJK. Die enthalten eine riesige Menge Information. Das kann ich unmöglich alles durchsehen und sortieren. Aber der Rechner kann die Navigationsdaten heraussieben. Und mit denen errechnen, in welcher Richtung genau Atibon Legba liegt. Allerdings gibt es da ein Problem.«

»Das klang bis eben ganz gut«, sagte Barbara und grinste. »Und wo genau ist das Problem?«

»Wir müssten hoch steigen. Hoch genug, um wenigstens die hellsten Sterne auszumachen, sodass Nummer sieben sich orientieren und die Antenne ausrichten kann.«

»Wo ist da ein Problem?«

»Ich habe meine Zweifel, dass dieser Gleiter so hoch kommt. Einige von diesen Anzeigen kommen mir merkwürdig vor. Kann es sein, dass diese Maschine auch ihr Teil Wasser da unten geschluckt hat?«

»Kann sein. Dürfte inzwischen aber keine Rolle mehr spielen. Wir sollten die Steiggeschwindigkeit erhöhen.« Barbara griff in die Kontrollen. In den weit ausladenden Schwingen des rochenförmigen Fluggeräts summten die Emittoren die Tonleiter hinauf. Nummer sieben reagierte so brav, als hätte er alle seine Routinekontrollen bekommen. Barbara hatte vor dem Start jene nervige Anzeige abgeschaltet, die darauf bestand, dass Nummer sieben aufgrund überschrittener Wartungsintervalle zum jetzigen Zeitpunkt nicht benutzt werden solle. Die Mechaniker waren entweder tot oder Lichtjahre weit entfernt. Unter der Flugmaschine, die jetzt in einem wahnwitzigen Tempo in den Himmel hineinstürmte, verschwand die Wunde, die der abgestürzte Weltenkreuzer in die Haut der verregneten Welt geschlagen hatte. Wolken umgaben Nummer sieben, und nur das gelegentliche Vorbeihuschen von dichteren Schichten in dem grauen Einerlei bewies, dass der Apparat weiterhin in die Höhe schoss.

Jonathan arbeitete daran, dem Rechner die richtigen Konstellationen dieser Gegend des Kosmos beizubringen, und er hatte dafür einige Minuten Zeit. Keiner der beiden wagte es, eine Andeutung zu machen, aber wenn zufälligerweise ein anderer Weltenkreuzer oder irgendein Schiff den Pausenpunkt in der Nähe des Systems benutzte, könnten sie gerettet werden. Verdammt, sie könnten heute Abend durch ein Panoramafenster auf diesen Planeten hinabsehen, Jonathan wäre aufs Beste verarztet, und in einigen Tagen wären sie auf Atibon Legba. Diesen Gedanken hatten beide, und sie sprachen ihn nicht aus.

Barbara war auf eine andere Idee gekommen: Wenn die letzten zweiundzwanzig Minuten der VILM VAN DER OOSTERBRIJK als gigantische Datenpakete in den Speichern dieses Flugzeuges abgelegt waren, dann steckte irgendwo in dem Datenwust die

Antwort auf die Frage, die sich bisher kaum jemand zu stellen gewagt hatte – warum nur war ein Weltenkreuzer abgestürzt, die fortgeschrittenste Art von Maschine, die von der raumfahrenden Menschheit bisher hervorgebracht worden war? Was war der Grund für dieses unerhörte Vorkommnis? In den bisher gefundenen Speicherbruchstücken war nur Datenmüll gewesen, geschmolzene Information, ungeordnete Haufen wirrer Zahlenfolgen. Hier hatte sie intakte Daten vor sich; intakt, aber nicht für einen einfachen Abruf vorbereitet. Alles, was sie wissen wollte, steckte darin. Barbara befand sich in der Lage eines Bibliothekars, dem die Kartei abhanden gekommen war: Alle Informationen waren da, versteckt in endlosen finsternen Gängen, deren Wände mit verstaubten Büchern ohne Titel und Verfasser vollgestellt waren. Hier aufs Geratewohl herumzusuchen, war eine Lebensaufgabe. Barbara suchte gezielt nach Befehlen, die den Segmenten des Weltenkreuzers befohlen hatten, sich voneinander zu lösen. Das mochte einen Anhaltspunkt liefern. Solche Befehle nach ihrem Ursprung auszuforschen, dürfte die eine oder andere Antwort liefern. Nummer sieben eilte empor, immer noch umgab weißgraues Wolkengewaber das Flugzeug.

»Wie kommst du voran?«, erkundigte sich Barbara bei Jonathan. Der grunzte. »Ich schaffe es, keine Sorge. Wann kommen wir über die Wolken?«

»Zwei Minuten, plus minus zehn Sekunden.«

»Das reicht.« Barbara schaute auf die Ergebnisse ihrer Suche in den Dateien, warf unwahrscheinliche Verbindungen weg, verknüpfte gewisse Vorgänge miteinander, zog Schlussfolgerungen und ließ sich von der Datenbank Vergleichsmaterial liefern. Langsam schälte sich eine Ursache der Katastrophe heraus. Es war verdammt noch mal unmöglich. Und doch war es geschehen: Ein massiver Eingriff von außen hatte die VILM VAN DER OOSTERBRIJK in einen Haufen Schrott verwandelt. Jemand oder etwas war wie ein tödlicher Strahl schwarzen Lichts in die innersten und wichtigsten Funktionen des Schiffes gedrungen; danach

hatte jeder einzelne Rechner des unendlich komplizierten Netzes im Schiff sich wie ein Berserker benommen. Dem logischen und informatorischen Zerfall des Weltenkreuzers war der physische Zerfall zwangsläufig gefolgt. Ein Ameisenhaufen, in dem ein grausamer Gott jeder Ameise befiehlt, gegen alle anderen zugleich zu kämpfen. Doch woher war jener zerstörerische Impuls gekommen, was genau war die Ursache von so viel Tod und Vernichtung? Und wem sollte all das nützen? Barbara gab dem Rechner auf, den ursprünglichen Impuls und von da aus seinen Urheber aufzuspüren, und schaute aus den Fenstern. Wolkenfetzen rasten vorbei, und ein tintiger Himmel schimmerte zwischen ihnen hindurch, von Sternen besetzt.

»Bist du so weit, Jonathan?«

Der Karnese war leichenblass, aber er schien sich wohl zu fühlen. Seine Empfindungen waren durch die Drogen in seinem Kreislauf gedämpft, wusste Barbara. Jonathan nickte ihr zu. »Sobald die Bezugssterne einwandfrei identifiziert sind«, sagte er, »richtet Nummer sieben die Antennen aus und beginnt mit dem Hilferuf. Ich habe die Energie der Hilfsaggregate dafür freigegeben, das Hauptnetz wird nicht belastet.«

»Gut.« Barbaras Auftrag lastete die Kapazität des Rechners aus, forderte ständig mehr Arbeitsspeicher an und bekam ihn nicht; Jonathans Navigation fraß eine Menge der begrenzten Ressourcen. Barbara schaute aus dem Fenster. Der Himmel war schwarzblau. Die Emittoren jammerten derart schrill, dass ihr Echo in Barbaras Ohren nachklingelte. Die Steiggeschwindigkeit verringerte sich. Weiter hinaus ins All ging es nicht mehr.

Endlich hatte Nummer sieben die richtigen Sterne gefunden, schwenkte die Richtantennen herum und jagte den Hilferuf in den Kosmos hinaus. Im selben Augenblick verschwanden Jonathans Programme aus dem Arbeitsspeicher, sie hatten ihren Job erledigt. Mit der zusätzlichen Rechenleistung entwickelte Barbaras Suchprogramm eine ganz neue Geschwindigkeit. Da blieb sogar etwas übrig, um den Himmel nach einem Raumschiff ab-

zusuchen. Natürlich war da nichts. Jonathan und Barbara taten so, als hätten sie genau das und nichts anderes erwartet. Und als der Hilferuf das siebte Mal von den Richtantennen hinausgejagt wurde, bemerkte Barbara etwas. Etwas Bestürzendes.

Derselbe Code, der die VILM VAN DER OOSTERBRIJK in einen Schrotthaufen verwandelt hatte, stieß Nummer sieben den elektronischen Dolch ins Herz. Glücklicherweise war diese tödliche Waffe für einen Gleiter etwas überdimensioniert, und Nummer sieben flog nicht sofort auseinander wie der Weltenkreuzer. Die Emittoren in den Flügeln verstummten.

»Was ist denn nun los«, sagte Jonathan, als die Lichter erloschen. Der Notruf wurde weiter ausgesandt, seine Energie stammte aus den Hilfsaggregaten. Alles andere stellte seine Dienste ein. Nummer sieben ergab sich der Schwerkraft des verregneten Planeten und begann zu fallen. Barbara und Jonathan wurden schwerelos; nur die Gurte hielten sie in ihren Sitzen.

»Meine Anzeigen sind tot«, sagte Jonathan. »Kannst du daran irgendetwas ändern?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Barbara. »Ich arbeite daran.«

Wahrscheinlich, dachte Barbara, ist dieser Hilferuf alles, was von uns übrig bleibt, ein paar Pakete elektromagnetischer Strahlung, die unsere Namen durchs All tragen. Ein Hilferuf, unterschrieben von Barbara Brewka, Claudius Dorand und Jonathan Vliesenbrink. Dann dachte sie an die regenfeuchte nasse Welt dort unten, und an Tina, der sie versprochen hatte wiederzukommen. Und sie dachte daran, wie Tina in scherzhaftem Ton gesagt hatte, sie solle die beiden großen Jungs heil zurückbringen. Barbara Brewka hat keine Lust, dachte sie, in diesen Matsch da unten einzuschlagen wie eine Bombe. Sie beugte sich hinunter. Da war jener Schalter, den sie einem irgendwann während der Ausbildung zeigten und der niemals betätigt werden durfte. Niemals diese Abdeckung öffnen! Und schon gar nicht, wenn man in der Luft ist! Nie, nie darf man diesen Griff herumdrehen, sodass er in waagrechtter Position einrastet! Niemals darf man die Warnung

überhören, die der kleine Chip plärrt! Und schon gar nicht darf man den Griff dann fünf Sekunden lang herunterdrücken, bis die kleine Lampe aufglimmt! Das tut man nicht!

Barbara tat es.

Die Rechnersysteme des Gleiters wurden für Augenblicke total abgeschaltet. Alle Arbeitsspeicher wurden geleert, alle Programme abrupt beendet. Auch der Hilferuf brach mitten im Satz ab. Selbst die letzten Notlichter gingen aus.

»Was hast du getan?«, fragte Jonathan.

»Ich habe das Ding zurückgesetzt«, erwiderte Barbara, »wir hatten da ein Signal im System, das uns umgebracht hätte.« Jonathan sah sie nur an, leichenblass und mit aufgerissenen Augen. »Dasselbe Signal«, erklärte Barbara, »das die VILM VAN DER OOSTERBRIJK erwischt hat. Es war in diesen Datenpaketen enthalten, die wir aus dem Landeschiff kopiert haben. Der Absturz war kein Unfall. Und das eben auch nicht.«

Jonathan nickte, als habe er sich genau das schon immer gedacht. Dann fragte er, wer für das alles verantwortlich war. Barbara verzog das Gesicht, weil Nummer sieben in eine übelkeitserregende Torkelbewegung geriet.

»Nach der Signatur des Signals gibt es keinen Urheber; aber die Macht, die absolute Perfektion, die pure Bosheit darin hat einen. Es gibt nur eine Macht im bewohnten Kosmos, die sich die unglaublichen Kosten einer derart perfekten Piratenarbeit leisten kann. Diese verdammten verdrahteten Maden.«

»Ich konnte die Bruderschaft noch nie leiden.«

»Ich auch nicht. Allerdings frage ich mich, welchen Vorteil sich die Goldenen davon versprechen – und eins steht fest: Diese Typen tun nur etwas, das sich für sie in Heller und Pfennig auszahlt.«

Ein Summen erfüllte das Cockpit, irgendwelche Aggregate schalteten sich geräuschvoll ein. »Was passiert jetzt?«

»Wenn wir Glück haben«, sagte Barbara, »fährt das System wieder hoch, als wäre nichts geschehen, und wir können Nummer sieben über der Oberfläche abfangen.«

»Unter der Oberfläche wäre nicht so gut.«

»Wer dumme Witze machen kann, der lebt noch.« Sie grinsten einander gequält an, während das Licht wieder anging und die ersten Anzeigen auf den Konsolen zurückkehrten. Nummer sieben lud alle Betriebssysteme neu und orientierte sich. Ein Lebewesen hätte einen Schreck bekommen, aufzuwachen und sich im freien Fall durch die Wolken eines unbekanntem Planeten wiederzufinden. Den Rechnern war das egal. Sie waren nicht dafür gebaut, schreckhaft zu sein. Nummer sieben stabilisierte sich und begann, den freien Fall abzubremsen. Die Emittoren jaulten unter der Überlastung. Dann wollte der Gleiter wissen, wo er war und wohin es gehen sollte. Barbara wurde es plötzlich ganz kalt. Der Rechner griff auf die Dateien aus dem Landeschiff zu. Irgendwo da drin steckte das Killersignal. Was, wenn Nummer sieben ein weiteres Mal paralyisiert wurde? Sie rechnete nach, um wie viel sie gefallen waren, und schüttelte den Kopf. Einen weiteren Neustart der Systeme würden sie kaum überleben.

»Jonathan«, sagte sie, »bitte isoliere die Datenbanken aus dem Landeschiff. Je mehr davon blockiert ist, desto besser.«

»In Ordnung«, brummte er, »aber das wird nicht lange funktionieren. Was hast du vor?«

»Ich? Gar nichts. Aber der Rechner hier in Nummer sieben hat vor, die Daten aus dem Landeschiff einzulesen. Und da drin steckt irgendwo das Ungeheuer, das die VILM VAN DER OOSTERBRIJK erledigt hat. Das Ungeheuer, das auch uns beinahe erledigt hätte.«

»Oh«, sagte Jonathan. Dann begann er, auf die Tastatur einzuhämmern; glücklicherweise behinderte ihn der aufgeschlitzte Arm dabei nicht. Barbara zeichnete auf, was passiert war, und deponierte es in einem besonders geschützten Speicher. Sie dachte nach und legte zusätzlich eine Kopie im Flugschreiber ab. Das sollte als Sicherheit genügen. Es war ihr vollkommen egal, dass das Speichern fremder Datenpakete im Flugschreiber verboten war. Den konnte man nämlich nicht löschen. Hoffentlich kann

man das nicht, dachte sie. Nummer sieben tauchte wieder aus den Wolken herunter, heulend und mit zu hoher Geschwindigkeit. Seitlich und tief unten konnte Barbara die Trümmerwüste sehen. Irgendwo in der Nähe befand sich das Lager, in dem Tina sicherlich seit Tagen nicht mehr an die Rückkehr des Erkundungstrupps glaubte.

»Scheiße«, stellte Jonathan trocken fest. »In diesem System stimmt irgendetwas nicht. Wir sollten landen. Je eher, desto besser.«

Barbara wollte ihm eine schroffe Antwort geben, als das Durcheinander im Rechnersystem über Jonathans Versuche, Ordnung zu schaffen, siegte. Ein Feuerwerk von widersinnigen Impulsen jagte durch die Steuerung. Nummer sieben bockte, rüttelte und aktivierte plötzlich die Triebwerke. Als trudelndes Geschoss ging der Gleiter ab und bohrte sich in die Wolken.

»Verdammt«, fauchte Barbara und versuchte, die Maschine wieder unter Kontrolle zu bekommen. Das erwies sich als schwierig – zwar konnte sie die Steuerung benutzen, aber die Impulse wurden verzerrt und verfälscht. Der Gleiter beschrieb eine enge Korkenzieherspirale, kippte jäh auf die Seite und beschleunigte rasant in Richtung Planetenoberfläche.

»Ich kopple Speicherbänke ab«, rief Jonathan, »halt bitte das verflixte Ding ruhig. Wenigstens ein bisschen.« Er begann, seine Sicherheitsgurte zu lösen.

»Bist du verrückt? Was hast du vor?«

Jonathan gab keine Antwort, und Barbara wusste auch warum. Der Karnese hangelte sich nach hinten, und er musste sich mächtig anstrengen, im Cockpit des bockenden Fluggeräts nicht umhergeworfen zu werden. Auf die Wunde nahm er dabei keine Rücksicht. Er musste sich mit beiden Händen festklammern und die Füße feststemmen wie ein Bergsteiger. Seine Absicht war klar – wenn das Rechnersystem den Befehl nicht akzeptieren konnte, auf einen Großteil der verseuchten Speicherbänke zu verzichten, so musste der Stecker gezogen werden, um die physische Verbin-

dung zwischen dem Rechner und den verdächtigen Speichern zu unterbrechen.

Barbara verwandelte den Sturzflug von Nummer sieben in eine lange, krampfgeschüttelte Kurve, und Jonathan drückte die Platte beiseite, hinter der sich ein Großteil der Elektronik befand. Er ächzte dabei, und Barbara sah, dass hellrotes Blut den Verband durchtränkte und dem Karnesen vom Arm tropfte. Dann nahm Jonathan einen Kristall nach dem anderen aus dem Gitter. Jedes Mal verschwand eine Menge Speicher aus der elektronischen Welt des Rechners; zugleich verminderten sich die Chancen des zerstörerischen Signals, den Gleiter nochmals lahmzulegen. Barbara konnte die Absturzstelle der VILM VAN DER OOSTERBRIJK nicht mehr sehen, und sie hatte keine Zeit, danach zu suchen. Sie mühte sich damit ab, die Kontrolle über Nummer sieben zu bekommen. Kurz erschien es ihr, als rage am Horizont eine Pflanze von den Dimensionen eines Gebirgszuges auf, bis in die Wolken empor. Das war natürlich unmöglich. Für einen zweiten Blick gab es keine Gelegenheit. Jetzt kam es darauf an, das wildgewordene Flugzeug halbwegs sanft auf die Oberfläche hinunterzubringen. Barbara schaute auf die Geschwindigkeitsanzeige und fluchte. Zu schnell, verdammt zu schnell.

Jonathan entfernte einen Speicherblock, der besser dageblieben wäre, und Nummer sieben tauchte kopfüber ab. Mühsam brachte Barbara das Ding wieder unter ihre Gewalt. Vegetation huschte vorbei. Die linke Seite des Gleiters erhielt einen schweren Schlag, und Nummer sieben stürzte seitlich ab. Der harte Aufprall schleuderte den Körper des Karnesen quer durch das Cockpit; Vliesenbrink schlug in der Seitenwand ein wie ein Geschoss. Barbara blieb die Luft weg, und ein spitzer Schmerz in ihrem Inneren ließ Übelkeit aufsteigen. Notabschaltungen legten die Maschinen still, und das heisere Summen der Technik verstummte. Es war so leise, dass man den Regen auf den Gleiter trommeln hörte und das Rauschen des Wassers: Das Fenster des Cockpits war zersplittert.

»Gleiter Nummer sieben sollte aufgrund überschrittener Wartungsintervalle zum jetzigen Zeitpunkt nicht benutzt werden«, sagte eine freundliche Stimme, und eine zweite, die genau wie die erste aus irgendeinem Chip stammte, begann flüsternd die Schäden aufzuzählen, die Nummer sieben hatte.

Barbara öffnete die Augen, hob mühselig die Hand und löste ihre Sicherheitsgurte. »Jonathan?« Sie schleppte sich zu dem Karren hinüber und starrte in sein fahles Gesicht. »Was ist los?«

»Schlecht«, flüsterte er. »Ganz schlecht. Mein Bein. Gebrochen, denke ich. Nicht nur einmal.« Jonathans linkes Bein war verdreht, der Fuß zeigte in eine falsche Richtung, und von der Hüfte abwärts war seine Montur zerschnitten. Er hatte einen furchtbaren Schlag abbekommen.

»Gleiter Nummer sieben sollte aufgrund überschrittener Wartungsintervalle zum jetzigen Zeitpunkt nicht benutzt werden«, sagte die freundliche Stimme, und gleichzeitig sagte dieselbe Stimme irgendetwas von der Gefahr eines Brandes und warnte das Personal, vor Abschaltung des beschädigten Energiesystems in die Nähe der Maschine zu kommen.

»Wir müssen hinaus«, rief Barbara, »ich habe keine Lust, hier drin getoastet zu werden. Ich helfe dir.« Jonathan schaute sie nur gequält an, und als sie anpackte und ihn in Richtung des zerbrochenen Fensters zerrte, verlor er für ein paar Sekunden das Bewusstsein. In Barbaras Innerem meldete sich wieder jener bohrende Schmerz und ließ sie japsen. Jonathan wurde wach und war grau im Gesicht.

»Bitte nicht anfassen«, murmelte er. »Hilf mir nur, auf der rechten Seite liegen zu bleiben.« Ganz langsam kroch er, das verletzte Bein möglichst nicht bewegend, mit Barbaras Hilfe aus dem havarierten Gleiter, dessen Stimme darauf beharrte, er solle aufgrund überschrittener Wartungsintervalle zum jetzigen Zeitpunkt nicht benutzt werden. Fünfzehn Meter von Nummer sieben entfernt hörte Jonathan auf zu kriechen. »Das sollte reichen, wenn das Ding abbrennt«, sagte er mühsam, »und wenn nicht, ist es auch egal.«

Barbara hatte dem Karnesen geholfen, so gut sie konnte. Viel war es nicht gewesen. Der Kerl war so schwer, und das unheimliche bohrende Gefühl in ihrem Brustkorb hatte sie davor zurückzucken lassen, sich richtig anzustrengen. Am wenigsten schmerzhaft war es, flach zu atmen und sich gemächlich zu bewegen. Jetzt stand sie langsam auf und schaute sich um. Von den Überresten der VILM VAN DER OOSTERBRIJK war natürlich nichts zu sehen; die waren etliche Kilometer entfernt. Der Gleiter lag schräg, das Cockpit nach unten, zwischen den einheimischen Gewächsen – ein Teufelsrochen, der das Fliegen verlernt hatte. An der linken Schwinge klaffte eine hässliche Wunde. Adieu, Nummer sieben. Leise plapperten die warnenden Stimmen. Wenn es nicht in der nächsten halben Stunde brennt, dann gar nicht mehr, entschied Barbara. Dann gehe ich hinüber und hole Verbandszeug für Jonathan.

Der Karnese verlor immer wieder das Bewusstsein, und als Barbara ihn untersuchte, fürchtete sie, bald allein hier zu sein. Jonathan atmete gepresst, halb gegen einen dieser wirren Sträucher gelehnt. Die linke Seite seiner Montur war blutgetränkt.

»Verdammt, Vliesenbrink«, sagte sie, »du kannst mir doch nicht einfach wegsterben.«

Er öffnete die Augen. »Keine Chance«, entgegnete er leise, »ich will dir später meine ... meine Meinung sagen. Das war echt eine lausige Landung ... Ich weiß, wovon ich rede ... Ich habe selbst schon einige miese Flüge gemacht. Kümmere dich ... kümmer dich doch mal um den Kollegen da ...« Er hustete trocken, und Blutströpfchen sprühten von seinen Lippen.

Barbara schaute nach, was er meinte. Der Kollege, von dem Jonathan gesprochen hatte, war ein einheimisches Tier, das von der Druckwelle des abstürzenden Gleiters getötet worden war. Ein merkwürdiges Vieh, hochbeinig wie ein Reh, jedoch gedrungen wie ein Hausschwein, und es hatte zwei Köpfe. Barbara musste zweimal hinschauen, aber es stimmte. Das Tier hatte kein Vorn und kein Hinten, nur zweimal Vorn. Barbara wollte zu Jonathan

zurückkehren, als eine Bewegung ihre Aufmerksamkeit erregte. War das seltsame Wesen nicht so tot, wie sie geglaubt hatte? Sie ging einen Schritt heran.

Sie hatte sich nicht geirrt. Das fremdartige Tier war zweifellos tot, und doch bewegte es sich: Haarige Finger aus der feuchten Erde griffen nach ihm und zupften an den langen schlanken Läufen, krochen um den Leib des Tieres herum, bewegten den Boden, sodass der Kadaver langsam nach unten gezogen wurde. Ehe Barbara sich angewidert abwandte, hörte sie ein feucht schmatzendes Geräusch, als die Aasfresser das Fell des toten Tieres zerrissen.

Barbara ging langsam zu Jonathan zurück, der still dalag, die Augen geschlossen, und stoßweise atmete. Zweimal drehte sie sich ruckartig um – eine Bewegung, die an ihrem Innern zerrte –, weil sie sich wieder einbildete, etwas oder jemand starre sie aus den Pflanzen heraus an. Natürlich war da nichts, nur Nässe und Schlamm und diese Gewächse, die aussahen wie riesige Wattebäusche, die ein verspielter Gott auf der Oberfläche dieses Planeten ausgestreut hatte. Nur war Watte weiß und wuschlig und trocken, während diese Dinger hier finster, stachlig und feucht waren.

Sie setzte sich neben Jonathan. Hoffentlich, dachte sie, findet irgendeiner Nummer sieben und liest die Flugschreiber. Und hoffentlich hat derjenige kein Edelmetall um den Hals. Ein Schwindel ergriff sie, und ihre Zähne klapperten. Etwas brannte in den Augen; kalter Schweiß lief ihr übers Gesicht. Sie streichelte Jonathan, dessen Atemzüge kaum hörbar waren. Seine Kleidung hatte sich vor geronnenem Blut schwarz verfärbt. Schade, dachte sie, unter anderen Umständen hätte manches anders kommen können. Die ersten Karnesen, die ich treffe, sind so patente Kerle, und beide müssen ins Gras beißen. Ach, Jonathan Vliesenbrink, es ist erst ein paar Tage her, da habe ich darüber nachgedacht, ob ich dich je ins Bett kriege.

Jonathan Vliesenbrink schlug die Augen auf, und sein verschleierte Blick fixierte etwas hinter Barbaras Rücken. Dann

hörte sein Atem auf, und Barbara war allein. Oder doch nicht? Was hatte Jonathan da angeschaut? Barbara beschloss, nicht gleich hinzusehen. Erst griff sie dem Karnesen ins Gesicht und drückte die Lider herunter. Der Regen hatte begonnen, ihm in die offenen Augen zu fallen. Dann drehte sich Barbara um, und etwas, das bei ihrer lausigen Landung kaputtgegangen war, protestierte in ihrem Leib energisch gegen diese Bewegung.

Auf der Lichtung standen ein paar Hunde. Spielten ihr die Augen einen Streich, oder sahen diese Hunde nicht sehr merkwürdig aus? Ein bisschen wie das tote Vieh dort drüben, das mittlerweile von den vielbeinigen Wesen fast völlig unter die Erde gezogen worden war. Barbara schüttelte den Kopf, und fast hatte sie den Eindruck, die Welt würde ein Stückchen nachkreiseln. Sinnestäuschungen, dachte sie, verdammt noch mal, ich habe innere Blutungen, mit mir geht es zu Ende, und obendrein habe ich Halluzinationen. Jonathan, was wird Tina böse sein auf uns, wenn wir so spät kommen. Jonathan, was ist mit dir, was sind das für Tiere, die sich da an deinem Bein zu schaffen machen? Nicht drangehen, das ist sein schlimmes Bein, das tut ihm weh ...

Taumelnd kam sie auf die Beine, und ihr Kopf klärte sich wieder, wenn ihr auch der scharfe Schmerz hinter den Rippen die Tränen in die Augen trieb. Die Tiere kamen langsam näher, und sie hatte keine Angst vor ihnen. Angst hatte sie nur vor diesen widerlichen Kreaturen, von denen sie nicht gefressen werden wollte, vor allem nicht bei lebendigem Leibe.

Die hundeartigen Wesen hatten nur ein Gesicht, keine zwei gleichen Köpfe, und in den Augen dieser Wesen sah Barbara etwas wie Neugier, Wissen, Freundlichkeit. Es war, als ob sie sich mit ihnen verständigen könnte, auf einer Ebene, die sie nicht verstand. Plötzlich wusste sie, wer oder was sie angeschaut hatte aus dem nassetriefenden Gebüsch. Diese Tiere konnten das Gewürm aus dem Untergrund auch nicht ausstehen, erkannte sie, und vielleicht konnten sie ihr helfen. Ja, dachte Barbara, helft mir, bitte. Ihre Beine gaben unter ihr nach, und sie setzte sich

schwer. Da wurde sie von den Tieren umringt. Sie sah die Augen der hundeartigen Geschöpfe von Nahem, und es war eine fremdartige Intelligenz, die sie sah. Geradezu schmerzhaft rastete in diesem Augenblick so etwas wie ein Kontakt ein, und sie sah sich selbst mit den Augen dieser Wesen, eine verheulte kleine Frau, schneeweiß im Gesicht, Blut lief aus dem Mundwinkel, die Hände zitterten. Sie wandte sich ab, der Anblick war nicht schön, und sie hatte heute bereits jemanden sterben sehen, den sie gut gekannt hatte. Sie sah zum Himmel auf, und der war nicht mehr grau und eintönig und verregnet – in den phantastischen Wolkenformationen war Licht und Farbe, ein verrücktes Spiel von sich ständig verändernden Formen. Für einen Augenblick meinte sie, ein gigantisches Tier schwebe durch die Luft. Es war regenbogenfarben, seine Schwingen reichten von Horizont zu Horizont, und es lächelte freundlich aus der Höhe des Zenits herunter, während es näher kam. Barbara freute sich über den Anblick, den ersten Regendrachen ihres Lebens; nie hätte sie gedacht, etwas so Schönes je zu Gesicht zu bekommen.

Solange die seltsamen Tiere um Barbara Brewkas Körper herum saßen, trauten sich die Kreaturen, die das gestorbene Vieh auf der anderen Seite der Lichtung verzehrt hatten, nicht an die beiden Menschen heran; stattdessen versuchten sie in stumpfsinniger Beharrlichkeit, Nummer sieben zu fressen. Der Gleiter sank tiefer und tiefer, und um ihn herum schien die Erde zu brodeln. Nach einigen Stunden war die Maschine gänzlich verschwunden. Einen Tag später sah die Lichtung so aus, wie sie immer ausgesehen hatte.

Ende der Leseprobe

Vilm - Der Regenplanet

erhältlich im Buchhandel, bei Amazon
oder versandkostenfrei direkt im Verlagsshop

www.wurdackverlag.de